Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Das Concil

und die

deutsche Wissenschaft.

Nach Friedrich's Tagebuch beleuchtet.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1872.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorrede.

Noch niemals ist die öffentliche Meinung in einer Weise irregeführt worden, wie im jetzigen Kampfe des Unglaubens gegen das vaticanische Concil. Man hat es verstanden die ganze Welt in Aufregung zu versetzen. Den Einen, welche noch mit Liebe und Treue an ihrer Religion hingen, hat man beizubringen gesucht, daß das religiöse Bewußtsein durch das Concil gefälscht, daß eine ganz neue, aller Tradition widersprechende Lehre definirt worden sei. Den Andern, welchen Religion und Glaube ein überwundener Standpunkt war, hat man vorgespiegelt, das Concil bezwecke einen gewaltsamen Umsturz aller staatlichen und socialen Verhältnisse, strebe einen Kampf gegen die jetzige Cultur an, wolle die Menschheit zurückschleudern in's Mittelalter und die Zustände einer überwundenen Zeitperiode erneuern. Diese Irreleitung des Publikums, wobei kein Mittel der Verdächtigung, der Verkehrung, ja der bewußten Unwahrheit gescheut wurde, geschah hauptsächlich durch das Professorenthum. Unter dem Scheine und mit dem Schilde einer angeblichen Wissenschaftlichkeit wurde gekämpft und die s. g. „gebildete" Welt gegen die Kirche aufgeregt, um dann behaupten zu können, Wissenschaft und Intelligenz stände auf ihrer Seite, Dummheit und Unwissenheit auf Seite der Kirche.

Das ist aber alles nur eitler Humbug. Und wir wollen zur Enthüllung dieses Humbug's einen kleinen Beitrag liefern, indem wir einen dieser modernen Sophisten entlarven und ihn dem Publikum zeigen in seiner ganzen Unwissenheit, in seinem Hochmuthe, in seiner Frivolität, in seiner Unwahrhaftigkeit. Wir werden uns dabei einfach an ein „wissenschaftliches" Werk eines „altkatholischen" Professors halten, eines Mannes, der im Kampfe gegen die Kirche eine hervorragende Rolle spielen und neben Döllinger gern ein

Reformator der Kirche werden möchte. Wir werden eine Kritik des „Tagebuches des Professors Friedrich“ liefern und der Leser wird dabei sogleich herausfinden, wo „Unwissenheit und Dummheit“ ist, ob wirklich auf Seite der Kirche, oder vielmehr ihrer Gegner *).

„Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, sagt ein altes Sprichwort. In der Zeit des Kampfes des Heidenthums gegen die Kirche waren es auch die s. g. Vertreter der „Wissenschaft“, welche sich für die Weisen und Wissenschaftlichen ausgaben und den Christen den Vorwurf der Unwissenheit und Dummheit machten — und die „Wissenschaftlichen“ der Gegenwart machen es wieder ebenso.

Wo noch Sinn für Wahrheit, wo noch Liebe zur Religion, wo noch Achtung vor christlich demüthiger Tugend und Sitte ist, da wird man sich abwenden von diesen modernen Sophisten, denen nichts ehrwürdig und heilig ist, die mit frevler Hand das Heiligthum des Glaubens zerstören, deren Gott ihr eigenes Ich ist, dem sie selbst Weihrauch streuen und das sie auch von Andern verehrt wissen wollen. Wir hegen zu dem gesunden Sinne des deutschen Volkes das Zutrauen, daß es sich von solchen Leuten nicht beirren läßt.

Aber noch kennt das Volk diese Männer, welche mit dem Nimbus des Wissens sich umgeben, viel zu wenig, noch sind sie nicht in ihrer Blöße entlarvt. Sind sie einmal erkannt, dann sind sie auch vernichtet.

Darum nochmals: nehmt und leset! Betrachtet einen dieser „altkatholischen Führer“, wie er sich in seinem „Tagebuche“ selbst geschildert hat, und ihr werdet nicht mehr zweifelhaft sein, wo die Wahrheit zu suchen und zu finden sei.

---

*) Es wurde diese Beleuchtung ursprünglich im „Katholiken“ veröffentlicht; ihre weitere Verbreitung in dieser besonderen Brochüre rechtfertigt sich selbst und wurde vielfach gewünscht.

Seit der Berufung des vaticanischen Concils ist der Kampf gegen die katholische Kirche auf allen Linien offen entbraunt. Nach dem bekannten logischen Fehlschlusse post ergo propter haben viele Katholiken die Meinung ausgesprochen, daß das Concil selbst durch seine Beschlüsse und namentlich durch das Dogma der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes diesen Kampf veranlaßt und förmlich provocirt habe. Dem ist aber nicht so. Die Gründe des jetzigen Weltkampfes gegen die Kirche liegen viel tiefer. Der Gegensatz des theoretischen Liberalismus (Wissenschaft) und des praktischen Liberalismus (moderner Staat) gegen das Autoritätsprincip der Kirche war längst vorhanden. Man wartete gegnerischerseits nur auf die Gelegenheit, um aus der latenten Opposition in den offenen Kampf überzutreten. Und diese Gelegenheit fand sich aus Anlaß des allgemeinen Concils. Und so kann man allerdings sagen, das vaticanische Concil habe den äußeren Anlaß zum jetzigen Kampfe geboten, keineswegs aber den inneren Grund.

Sehen wir uns einmal die Kämpen an, welche gegenwärtig der Kirche in offenem Streite gegenüberstehen, so finden wir zwei Categorien: Die deutsche Wissenschaft und den modernen Staat. Beide sind enge verbündet, denn beide sind eines Geistes Kinder, des sich selbst vergötternden Rationalismus. Die Wissenschaft nach den Heften eines Döllinger, Huber u. s. w. ist souverän, sie ist für sich selbst die höchste Instanz, sie erkennt eine höhere Autorität

nicht an. Principiell stehen die Vertreter des sog. „Altkatholicismus“ ganz auf dem Standpunkte des Rationalismus, sie unterscheiden sich untereinander nur inhaltlich, indem die „Altkatholiken“ etwas mehr annehmen als die sog. Rationalisten im engeren Sinne. Sie nehmen z. B. nicht blos die Bibel ganz und voll an, sondern auch die Tradition, aber nicht nach Auslegung der kirchlichen Autorität, sondern nach dem Urtheile der „Wissenschaft“, d. h. ihres eigenen Verstandes. Die höchste und letzte Instanz der „Altkatholiken“ ist also nicht die Autorität der Kirche, sondern die sog. „deutsche Wissenschaft“, das ist der „Herren eigener Geist.“

Auf ganz demselben Standpunkte stehen auch die Vertreter des modernen Staates, ihnen ist der Staat das Höchste. Wie jene die Wissenschaft vergöttern, so diese den Staat. Die Vertreter des modernen Staates kennen eine Autorität außer des Staates nicht an und sie betrachten darum folgerichtig auch den Staat als die einzige Quelle des Rechtes. Eine Kirche, welche mit dem Anspruche auftritt, ihr Recht in sich selbst, in ihrer göttlichen Stiftung zu finden und auch geltend zu machen, eine solche Institution ist Staatsmännern à la Lutz ein Greuel. Eine solche Kirche hat nach moderner Staatstheorie keine Berechtigung zu existiren, sie muß unter die Autorität des Staates gebeugt werden. Unter dem Beifalle des Publikums und der „Wissenschaft“ hat Herr v. Lutz im Reichstage in Berlin Namens des Bundesrathes erklärt, daß überall, wo katholische Glaubensgenossen in der Majorität leben, eine Doppelregierung herrsche. Einem solchen Zustande müsse ein Ende gemacht werden. Eine solche Aeußerung charakterisirt ganz treffend die Ansichten der Vertreter der modernen Staatsideen. Die katholische Kirche solle aufhören müssen, eine selbstständige Institution zu sein, sie solle sich richten müssen nach den Forderungen des sich absolut dünkenden Staates. Ueberall, wo der Liberalismus zur Herrschaft und der moderne

Staatsgedanke zum Durchbruche kam, hat man darum sofort die verbrieften Rechte der Kirche, die Concordate zerrissen und durch die Parlamente ihr mehr oder minder günstige Gesetze aufoctroyirt, deren Bestand von dem Gutdünken des Staates abhing. Im neuen deutschen Reiche kennt die Verfassung gar keine Kirche, man ignorirt ihr Bestehen, in einzelnen Fällen aber behandelt man sie je nach Wohlgefallen. Gegenwärtig ist die Laune gegen sie und sind darum auch die Ausnahmsgesetze im Schwunge.

Noch herrscht in den meisten Kreisen vielfach Unklarheit über die Tragweite des Gegensatzes, der zwischen den Ansprüchen des modernen Staates und den unabweisbaren Forderungen der Kirche liegt. In Folge dieser Unklarheit meinen gar Viele, die jetzige Störung der Harmonie zwischen Kirche und Staat sei eine vorübergehende, der Streit bereits im Niedergange begriffen. Im Gegentheile, der Kampf ist im ersten Stadium und bis zum Siege der Kirche über die falschen Principien und die ungerechten Forderungen des modernen Staates dürften noch mehrere Generationen in's Grab hinabsteigen. Eines dürfte aber jetzt schon Allen klar sein: Das ist der Bund zwischen dem modernen Staate und der deutschen Wissenschaft. Im vollen Bewußtsein dieser Thatsache und in Folge dessen vom Hochgefühle getragen, sagte kürzlich Herr v. Lutz stolz zu den Vertretern des katholischen Volkes in der bayrischen Abgeordnetenkammer: „Sie können einen p a r l a m e n t a r i s c h e n Erfolg erreichen, aber damit ist der Kampf nicht beendet, hinter uns[1]) steht die deutsche Wissenschaft.“ So ist es. Wie innig die Verbindung zwischen Döllinger und Lutz ist, ist überall bekannt, Herr v. Lutz hat es zum Ueberflusse des Oefteren in Parlamentsreden erwähnt. Wie eng aber die „Wissenschaftlichen“ mit

---

1) Um dieses „uns“ wohl zu verstehen, muß man wissen, daß Herr v. Lutz jedesmal die Hand auf die Brust legte, so oft er vom „Staate“ sprach.

den Vertretern des Staates sich schon vor dem Concil verbündet hatten, wie beide vereint auf das Concil einen Druck ausüben und, als dies nicht gelang, die Beschlüsse desselben vereiteln wollten, dafür bietet zahlreiche Belege das „Tagebuch" des Professor Friedrich, zu dem wir uns jetzt wenden.

Friedrich sagt in der Vorrede zu diesem seinem Tagebuche: „Während meines Aufenthaltes in Rom legte ich ein Diarium über die vaticanische Bischofsversammlung an, welches ich hiemit in Auszügen dem Publikum übergebe. Der Beruf eines Kirchenhistorikers, den ich einmal habe, hatte mir dies von selbst nahe gelegt; noch mehr mußten mich dazu aber meine Specialstudien über das Concil von Trient veranlassen, welchen ich seit fast einem Decennium[2]) obliege. Wer also, wie ich, weiß, wie die wahre Geschichte des Concils von Trient nur erst aus einer Menge von Diarien, Privatcorrespondenzen und amtlichen Berichten geschöpft werden kann, der würde sich einer groben Unterlassungssünde schuldig gemacht haben, wenn er in der Stellung, welche ich während der vaticanischen Versammlung inne hatte, kein Diarium geführt hätte." Diese Anpreisung seines Tagebuches als einer Quelle für die wahre Geschichte des vaticanischen Concils ist nichts als eine abgeschmackte Prahlerei, wie sich solche durch das ganze Buch hindurchzieht. Um als Quelle für die wahre Geschichte des Concils zu gelten, dafür mangelt den Aufzeichnungen Friedrich's schon die Objectivität, abgesehen davon, daß er gar nicht in der Lage war, den Gang des Concils vollständig zu überblicken. Friedrich war der Privattheolog des Cardinals Hohenlohe und kam nach eigenem Geständ-

2) Das ist eine der vielen bewußten Unwahrheiten, die Friedrich dem Publikum auftischt. Friedrich hat vor dem Jahre 1869 nie Specialstudien über das Concil von Trient gemacht, wie Referent bestimmt weiß.

nisse, einige gelegentliche Begegnungen abgerechnet, über die Hohenlohe'schen Kreise nicht hinaus. Dazu kommt, daß Cardinal Hohenlohe selbst in großer Isolirung lebte. Das, was Friedrich zur Geschichte des Concils beibringt, ist darum auch äußerst spärlich, es ließe sich auf wenigen Seiten zusammenfassen. Das über 400 Seiten starke Buch bringt gar keine, nicht auch anderwärts schon bekannte Thatsachen, dafür aber einen förmlichen Wust von Klatschereien.

Auf S. 284 sagt Friedrich: „Man kann sich keine Vorstellung machen von der hier herrschenden Klatschhaftigkeit." Anstatt nun selbst sich vor dieser zu hüten und bei Führung eines Tagebuches nur an ächte und unzweifelhafte Quellen sich zu halten, wie er S. 137—138 selbst vom Historiker und Theologen verlangt, anstatt dessen bringt er nichts als Klatsch. Was soll man von einem Tagebuche halten, welches immer ungenannten Persönlichkeiten Aeußerungen in den Mund legt, welche dann nicht selten auch noch mit „soll" eingeleitet werden. Nehmen wir z. B. nur den 1. Januar 1870. Da schreibt Friedrich: „Es wird mir von einem angesehenen Laien gesagt — seine Quelle soll B. Dupanloup sein, — daß Stroßmayer Tags zuvor bei Capalti gewesen sei und ihm mitgetheilt habe, was er am folgenden Tage zu sagen gedenke. Da soll denn die ganze Nacht hindurch gearbeitet worden sein . . . Ferner soll de Luca als Legat abgesetzt werden... Weiter soll der Papst" u. s. w. Dieses Klatsch „soll" kehrt auf jeder Seite einige Mal wieder. Unter diesem „soll" werden die gehässigsten Aeußerungen aufgeführt; will er aber eine recht pikante Notiz an Mann bringen, dann wird ein anonymer Zeuge, der sich natürlich, weil ungenannt, nicht vertheidigen kann, als redend eingeführt. Schon auf der Reise nach Rom warnt ihn ein „Gelehrter" vor dem jesuitischen Gifte und meint, es sei gut, daß Döllinger nicht nach Rom gehe, vielleicht käme er nicht mehr zurück (S. 7). S. 47 ist es dann „ein römischer Geistlicher, den er kennt und der ge-

wöhnlich gut unterrichtet ist," welcher ihm Mittheilungen macht. S. 83 sagt ihm „ein sehr eingeweihter römischer Geistlicher," die chinesischen Bischöfe wären zum Concil gekommen, weil sie ahnten oder erfuhren, daß die Jesuiten mittelst des Concils die volle Herrschaft über sie erlangen wollen. S. 115—116 ist es ein Diplomat, dem er unglaubliche Aeußerungen in den Mund legt. Alle diese Aeußerungen des „Diplomaten" werden übrigens mit „soll" eingeführt. Der Papst soll vom Bischofe von Augsburg gesagt haben, daß derselbe mit seinem kleinen Verstande ganz zurückgedrängt und verstummt sei. Cardinal Barnabo soll ziemlich unverblümt gesagt haben: Hier sitzen und das Brod des Papstes essen und trotzdem Opposition machen, das sei unerhört, worauf ein Prälat unter Thränen das Zimmer verlassen habe. Auch soll ein Orientale im Vatican eine Zurechtweisung erfahren haben. Das alles und noch viel mehr erzählte dieser „Diplomat". S. 139 ist es zur Abwechslung ein „Prälat", welcher ihm u. A. versichert, daß nun die Oppositionsbischöfe bald anfangen werden, mürbe zu werden: wenn sie noch zwei Monate da sein werden, werden sie alles unterzeichnen. Am nächsten Tage ist es ein „Monsignore", der ihm wieder Klatsch erzählt (S. 142). S. 220 erzählt ihm „ein hervorragender römischer Geistlicher": der Papst habe einem Manne, der im Besitze seines Vertrauens sei und oft zu ihm komme, gesagt: Die Jesuiten haben mich auf diese Fährte geführt; die Jesuiten mögen für die Folgen verantwortlich sein. S. 237 ist es ein „Freund Stroßmayer's" und S. 239 wieder „ein Monsignore", die ihm ähnliche Schaudermärchen mittheilen. S. 251 sagt ihm „ein Bischof": Die Opposition komme ihm vor wie ein Knabe, der sein hölzernes Pferd besteigt, mit seinem hölzernen Säbel tapfer in der Luft herumschlägt und, obwohl er immer auf dem nämlichen Flecke bleibt, sich für einen merkwürdigen Helden hält. — Einen solchen hölzernen Vergleich hat gewiß kein Bischof gemacht, der dürfte schon ausschließ-

liches Eigenthum des Prof. Friedrich sein. — S. 270 warnt ihn „ein angesehener Laie“ vor Bischof Freppel, der auch den famosen Erlaß des Bischofs von Straßburg gegen Gratry gemacht haben soll. S. 274 werden zwei „Dominicaner“ aufgeführt, welche das Concil nur als Züchtigung Gottes für Rom und namentlich die Jesuiten betrachten. S. 299 erzählt ihm „einer seiner römischen Bekannten“ eine niederträchtige Schmutzgeschichte, die der sittliche Professor seinem Tagebuche einzuverleiben, obwohl ihm alle Beweise fehlen, nicht das mindeste Gewissensbedenken findet. S. 337 wird zur Abwechslung auch eine Dame aus Würzburg aufgeführt. Am alleröftesten erscheint aber ein Graf . . .

Nicht immer findet es Friedrich nöthig, seine angeblichen Zeugen nach Stand oder Geschlecht zu bezeichnen. S. 161—162 findet sich ohne Angabe eines Zeugen eine Reihe angeblicher Aeußerungen des Papstes, die gewiß erdichtet sind. Darnach hätte der Papst über folgende Oppositionsbischöfe Nachstehendes geäußert: „Ketteler sei nicht weit her, aber er sei doch ein galantuomo.“ An Stroßmayer hätte der Papst gerühmt, daß er so außerordentlich gut lateinisch spreche, während auf der infallibilistischen Seite Keiner ordentlich sprechen könne. Cardinal Schwarzenberg spiele die Rolle des Subdiacono in praesepe, d. h. den Esel. Von Bischof Martin spreche der Papst despectirlich. Den Erzbischof von München hätte der Papst einfältig genannt u. s. w. Es ist auf den ersten Blick klar, daß solche Aeußerungen nicht vom Papste herrühren, sondern nichts als Klatsch sind. Dem Papste legt Friedrich überhaupt eine Menge von Aeußerungen in den Mund, ohne je eine Quelle zu nennen. So soll der Papst gesagt haben: La tradizione son' io, wofür jeglicher Beweis und jede Angabe, wann und zu wem er es gesagt haben soll, mangelt (S. 249). Dem Papste wird auch die gotteslästerliche Aeußerung zugeschrieben, von sich gesagt zu

haben: ego sum via, veritas et vita. Friedrich beruft sich hiefür ausnahmsweise einmal auf ein Schriftstück; den Observatoire catholique und den Univers. Die Worte, welche nach dem Univers der Papst an eine französische Deputation richtete, beziehen aber jene Epitheta auf Christus: vous êtes disciples de Celui, qui a dit: ego sum via etc. Es liegt in jener Zumuthung deßhalb entweder Bosheit oder Mangel französischer Sprachkenntniß.

Auch das beliebte „man" spielt in Friedrich's Tagebuch eine große Rolle und werden auf die Autorität eines „man erzählt sich" hin nicht selten recht anzügliche Sachen aufgetischt (z. B. S. 207, 279, 298 u. s. w.). Eines von diesen „man" muß ich aber doch herausheben, um dem Leser zu zeigen, welchem Unsinne dieser Münchener Professor zugänglich war. S. 273 schreibt Friedrich: „Man gibt mir heute die Versicherung, daß eine geheime Verschwörung unter Bischöfen bestehe (auch Graf Blome gehöre dazu), welche den Papst zum Aeußersten forttreiben und „namentlich die Minorität in Verzweiflung versetzen wollen." Man möchte fast meinen, der leichtgläubige Professor sei das Opfer boshafter Leute geworden, die den neugierigen Mann mit unwahren und lächerlichen Notizen zum Besten hielten. Einem Menschen, der allen Ernstes die Betheurung glaubt und sie sogar in sein Tagebuch aufnimmt, daß die Jesuiten mittelst ihrer Reichthümer die Hand in den Ministerien und Cabinetten haben, daß man hiefür in Ricasoli's Papieren Belege gefunden habe (S. 7), daß die Jesuiten durch viele Millionen den Papst bestochen haben (S. 350), daß sie ihre Gegner durch Chokolade aus dem Wege räumen (S. 383) — einem solchen Menschen kann man jeden Bären aufbinden, jeden Unsinn als verbürgte Thatsache „betheuern". Es scheint uns, Prof. Friedrich habe in Rom die Rolle eines Neuigkeitshamsters gespielt, wobei es dem dieser Rolle Ungewohnten begegnete, von angeblich „Eingeweihten" ebenso falsch, als mitunter boshaft berichtet zu werden. Diesen

Eindruck macht das Tagebuch auf Jeden, der dasselbe lesen zu müssen verurtheilt ist.

Doch lassen wir diesen Wust von Klatsch, den Professor Friedrich gerne als „Geschichte" ausgeben möchte und wenden wir uns zu einem anderen Gegenstande, der für die wirkliche Geschichte von größerem Interesse ist, nämlich zu dem Verhältnisse der deutschen Wissenschaft zum Concil.

In den fünfziger Jahren hatte sich König Max II. von Bayern sehr eingehend mit den religiösen Fragen und namentlich mit der Frage der Wiedervereinigung der christlichen Confessionen beschäftigt. Das Ziel, dem er zusteuerte, war die sog. Johanneische Kirche, nicht Katholicismus, nicht Protestantismus, sondern ein höheres Drittes, die Johanneische Kirche sollte die Kirche der Zukunft werden. Um diesem Gedanken praktische Wirkung zu verleihen, setzte sich König Max mit Theologen in Verbindung. Der Erste, dem er seine Ideen vortrug, war nicht Döllinger, sondern ein ob seines versöhnenden, liebevollen Charakters bekannter Theologe. Dieser war aber für die weitgehenden Pläne des Königs nicht zu gewinnen, der Punkt, woran die Discussion sofort scheiterte, war der päpstliche Primat. König Max wollte demselben nur den Charakter eines Ehrenprimates (primus inter pares) zulegen, während der erwähnte Theolog auf dem Primate der Jurisdiction bestand. Nun wurde Döllinger in das königliche Vertrauen gezogen und, Hofeinflüssen von jeher sehr zugänglich, auch für die königlichen Ideen gewonnen. Seitdem sein Haß gegen Rom, gegen das Papstthum, das ihm seither nur noch als „ein krankhafter Auswuchs am Organismus der Kirche" erscheint, wie er sich im Janus ausdrückte. Des Näheren über die Pläne König Max II. hat sich Döllinger selbst in der Rede ausgesprochen, welche er zu dessen Gedächtniß in der Akademie hielt (1864). Es sind im Wesentlichen dieselben Gedanken, die Döllinger soeben in den Vorträgen im Münchener Mu-

seum für die „Altkatholiken" reproducirt. Ein schlauer, ängstlicher Charakter, wie Döllinger ist, trat er mit diesen Ideen nur sehr allmälig hervor. In seiner Hand liefen aber unterdessen die Fäden einer Opposition zusammen, welche in allen Ländern der Welt angesehene Männer zu ihren Führern zählte. Auf seine Veranlassung wurden wissenschaftliche Werke geschrieben, welche seinen Ideen in der literarischen Welt zum Siege verhelfen sollten. Das bekannteste davon und wohl auch das bedeutendste ist Pichler's Werk: „Geschichte der Trennung der orientalischen und occidentalischen Kirche." Die Correcturbogen dieses Werkes gingen durch Döllinger's Hand. Aber auch die Journalistik wurde in's Interesse gezogen und die A. Allg. Ztg. bot sich willig an. Döllinger selbst schrieb mitunter sehr bissige Artikel, darunter diejenigen über Pedro d'Arbues[3]), wie denn auch er es war, der seinen Freund Kaulbach veranlaßte, das berüchtigte Bild zu malen. Dazu wußte Döllinger auch in der Diplomatie sich Einfluß zu verschaffen und ergebene Freunde zu gewinnen.

In höchster Gunst bei Hof, im Besitze mächtigen Einflusses in der Diplomatie, zahlreiche Anhänger in den deutschen theologischen Facultäten hinter sich, in Frankreich und England hoch angesehene Katholiken auf seiner Seite — so stand Döllinger mächtig da, als das Concil ausgeschrieben wurde. In der Befürchtung, daß dieses Concil zur Erhöhung des päpstlichen Ansehens dienen würde, rüstete er sich mit allen Mitteln dagegen. Zuerst wurde die bayrische Regierung in's Interesse gezogen. Während der Minister des Aeußern, Fürst Hohenlohe, die Diplomatie allarmirte, ließ Herr v. Gresser den Bischöfen einen cultusministeriellen

3) Nicht ohne Interesse dürfte die Thatsache sein, daß Erzbischof Gregor von München nach Erscheinen dieser Artikel Herrn Döllinger nahe legte, selbe zu widerlegen. Döllinger schwieg gegen dieses Ansinnen. So wenig dachte man dortmals an eine Autorschaft Döllinger's.

Erlaß zustellen, des Inhalts, daß sie nach der Rückkehr von Rom allenfallsige Beschlüsse des Concils dem königlichen Placet zu unterbreiten hätten[4]). Döllinger selbst wußte für seine Pläne namentlich den damaligen französischen Gesandten in München zu gewinnen, bei dem er im Winter 1869/70 viele Abende zubrachte. Außerdem wurde die öffentliche Meinung allarmirt durch die bekannten fünf Artikel in der A. Allg. Ztg., welche so viel Aufsehen erregten[5]). Das alles schon im Frühjahre 1869.

Während des Sommers wurden die nächsten Vorbereitungen getroffen, um unliebsame Beschlüsse des Concils zu verhindern. Von Döllinger'schen Anhängern gingen nach Rom Lord Akton und eine geistreiche junge Dame (Gräfin Leyden, die sich in Rom mit Lord Blenner-Hasset vermählte), als bayrischer Gesandter wurde Graf Tauffkirchen, ein dem Fürsten Hohenlohe unbedingt ergebener Mann, nach Rom geschickt und ihm ein glühender Verehrer Döllingers, ein junger Graf Arco-Valley, Schwager Akton's, als Attaché beigegeben. Man brauchte aber auch noch einen Theologen und als solcher wurde Prof. Friedrich ausersehen. Nach Außen hieß es, er gehe als theologischer Beirath des Cardinals Hohenlohe nach Rom, thatsächlich aber sollte er nur ein Agent Döllinger's und der bayr. Regierung sein. Diejenigen, welche die Ansicht aussprachen, er gehe als Gesandtschaftstheolog und als Spion nach Rom, hatten jedenfalls das Richtige getroffen, wenn auch er noch so sehr es in Abrede stellt (S. 4 u. 5).

Mit solchem Apparat ausgerüstet, glaubte Döllinger alle ihm unliebsamen Beschlüsse verhindern zu können. Und den-

4) Abgedruckt im 2. Hefte der Actenstücke des Erzbisth. München-Freising.

5) Wie ängstlich sich Döllinger dabei in den Mantel der Anonymität steckte, dafür mag die Thatsache bürgen, daß Döllinger diese fünf Artikel von Damenhand schreiben und durch Prof. Huber auf die Post tragen ließ!

noch täuschte er sich vollkommen. Die Diplomaten hatten allerdings den guten Willen, das Schema de ecclesia und namentlich die päpstliche Infallibilität zu hintertreiben, und Napoleon sandte am 14. Febr. 1870 wirklich eine Botschaft an Antonelli, des Inhalts, daß er ein Schisma in Frankreich nicht eintreten lassen könne, daß die ganze Beamtenclasse, die Gebildeten u. s. w. gegen die päpstliche Unfehlbarkeit seien; diese würde alle Verbindung zwischen Rom und Frankreich aufheben (S. 182). Bei dieser Drohung blieb es aber. Die Idee, daß England die großen Mächte zu einem identischen Schritte gegen das neue Schema und das darin enthaltene Dogma bewegen solle (S. 183), blieb eine Idee, sie kam nicht zur Ausführung. Die englischen Staatsmänner dachten hierüber viel zu nüchtern, der österreichische Gesandte Graf Trautmannsdorf war jedem solchen Schritte abgeneigt, worüber Friedrich sich sehr unzufrieden zeigte. Preußen und Frankreich hätten sich wohl sehr geneigt hiezu gezeigt, allein beide planten bereits Krieg, durften daher die Katholiken nicht zu sehr vor den Kopf stoßen. Interessant für die Absichten der Mächte bleiben aber die von Prof. Friedrich (S. 182—185) mitgetheilten Relationen eines (preußischen) Gesandten immerhin. Noch tauchte der Gedanke auf, durch Kündigung der Concordate oder Abberufung der Bischöfe zu drohen (S. 221—222; 267—268), es blieb aber auch hier wieder beim Vorsatze, zu einer Handlung kam es nicht. Friedrich war darüber äußerst unzufrieden, und am 4. Mai läßt er endlich einen Diplomaten zu sich sagen: „Wir haben uns blamirt" (S. 371; vergl. S. 334).

Die Hoffnungen, welche Döllinger und Anhang auf die Action der Diplomatie gesetzt hatten, waren gänzlich zu Schanden geworden. Doch damit war man noch nicht entmuthigt, hatte doch Friedrich selbst nach eigenem Geständnisse keinen anderen Erfolg erwartet (S. 371). Es war ein anderer Hebel, womit man die Sache aus den Angeln heben

wollte. S. 184 äußert sich ein Diplomat: „Die größte Kraft, welche auf das Concil wirken kann, ist eine sichere und deutliche Manifestation der öffentlichen Meinung in Europa zu Gunsten der Minorität. Freilich würde dies die Curie nicht abhalten, aber es wird der Opposition Stärke und Zahlen verleihen, indem es ihr die Versicherung gibt, daß, wenn sie im letzten Augenblicke protestiren und an die Nationen appelliren müßte, die Regierungen und die gebildeten Laien zu ihr stehen würden. Dies würde auch die schwachen und zweifelnden Bischöfe sichern."

Durch die öffentliche Meinung die Bischöfe der Minorität zu einem förmlichen Schisma zu drängen, wurde nun auch das Hauptbestreben. Es bleibt zu beherzigen, daß die Döllinger'sche Clique gleich anfänglich auf ein Schisma hinarbeitete. Schon am 26. Dezember 1869 (S. 41) schreibt Friedrich, „daß man ihn von manchen Seiten als den in Rom weilenden Vertreter eines bevorstehenden Schisma betrachtet, wenn die Majorität auf dem Concil die Oberhand erhält und ihren Willen durchsetzt. Man fragte mich in einer Weise," heißt es weiter, „als ob das Schisma schon beschlossene Sache sei, und natürlich denkt man sich dabei Döllinger als dessen Haupt." Und es war schon beschlossene Sache; zwei Monate darauf, unter'm 24. Februar 1870 (S. 196) betrachtet er ein Schisma als etwas Selbstverständliches und fügt bei: „Es wäre ja nicht das erste Mal in der Kirche, wenn ein solches ausbräche. Die Kirchengeschichte erzählt von solchen außer dem griechischen noch gar häufig, es würde nur zum Vortheile der Kirche ausschlagen." Es kam nur alles darauf an, daß auch die Bischöfe durch die öffentliche Meinung in dieses Schisma hinübergedrängt würden, und das war der Hauptzweck der „Römischen Briefe".

Ehe ich mich zu der Entstehung dieser Briefe wende, muß ich eine Bemerkung vorausschicken. Die Opposition

gegen das Concil nennt sich immer „wissenschaftlich“, sie gründet ihr angebliches Recht des Widerspruches auf die Wissenschaft. Es wird nun immer als eine abnorme Erscheinung gelten müssen, daß diese „deutsche Wissenschaft“ nicht ein einziges wissenschaftliches Werk gegen die von ihr bestrittenen Lehren aufzuweisen hat. Alles, was dagegen geschrieben wurde, sind Journalartikel, Pamphlete und — der „Janus“. Letzterer wird von den Urhebern freilich gerne als „wissenschaftlich“ ausgegeben; um jedoch diesen Anspruch machen zu können, fehlt ihm nicht weniger als Alles. Von der ersten Bedingung, dem Zurückgehen auf die Quellen, bis zur letzten, der wissenschaftlichen Objectivität, mangelt ihm alles, was ihm den Stempel einer wissenschaftlichen Arbeit verleihen könnte. Der größte Theil des Janus ist von Döllinger selbst gearbeitet[6]) und gerade dieser Theil ist der schwächste. Döllinger hat es sich freilich sehr bequem gemacht. Er nahm ein paar hervorragende Gallicaner: Dupin und Launoi, und arbeitete darnach seinen Janus aus. Die Citate der Kirchenväter wurden nach den neueren Ausgaben corrigirt. Dieser Mangel des Zurückgehens auf die Kirchenväter selbst ist besonders in der Auffassung fühlbar. Anstatt der Wärme des religiösen Gefühles, anstatt der hingebenden Liebe zur Kirche, welche die unmittelbare Benützung der Kirchenväter jeder wissenschaftlichen Arbeit aufprägt, statt dessen spricht aus dem Janus der frivole Ton der Gallicaner. In welch' kleinlicher, unhistorischer Darstellung erscheint ferner das mittelalterliche Papstthum! Nur verbissene Protestanten haben in dieser kleinlichen Weise über das Papstthum geurtheilt, alle Historiker aber, die sich nur einige Objectivität bewahrten, erkennen neben einzelnen Schwächen doch die unleugbare Größe dieser Institution an. Um von Anderem abzusehen, erinnere ich nur an die Urtheile zweier prote-

6) Einzelne Partien sind von Prof. Joh. Huber.

stantischer Historiker: Johannes Müller und Joh. Fr. Böhmer! So hoch man auch Döllinger stellen mag, wird doch Jeder zugeben, daß er einen Böhmer an umfassender Forschung, an kritischem Sinne und Objectivität der Auffassung nicht erreicht.

Das einzige Werk, welches den gallicanischen Standpunkt vertrat und wirklich wissenschaftliche Bedeutung besitzt, ist nicht von der „deutschen Wissenschaft" ausgegangen, sondern stammt aus Frankreich: das (vom Verf. widerrufene) Werk des Bischofs Maret: Du Concile général et de la paix religieuse. Das Werk bespricht in würdiger, wissenschaftlicher Sprache die brennenden Fragen der Gegenwart. Die Frage der päpstlichen Infallibilität betreffend, hat Maret alle historischen Gründe nochmals in's Feld geführt, welche dagegen und für die gallicanische Auffassung sprachen. Dabei war er freilich so zurückgeblieben nach deutsch-wissenschaftlichen Begriffen, daß er die Skandalgeschichte einzelner Päpste, ein Gebiet, das Janus mit so großer Behaglichkeit und Breite cultivirt, als nicht zur Sache, nicht zum Thema der wissenschaftlichen Discussion gehörig betrachtete. Das Urtheil der Deutsch-Wissenschaftlichen war darum auch sofort fertig. Das Werk steht nicht auf der Höhe deutscher Wissenschaft, verkündete Schulte im Bonner Literaturblatt. Natürlich, die deutsche Wissenschaft ist vom deutschen Professor unzertrennlich!

Doch wenden wir uns zu den römischen Briefen. Es ist derselbe Ton der Gehässigkeit, der Impietät und Frivolität, der aus den Artikeln über Pedro d'Arbues und aus dem Janus spricht. Es ist nicht die Sprache eines aus wissenschaftlichen Gründen opponirenden Mannes, es ist die Sprache eines Religionsspötters, nicht der Ton eines Luther, sondern der eines Voltaire. Dabei besaß der Schreiber dieser Briefe eine seltene Gewandtheit, alle Thatsachen so zu gruppiren, daß sie auf das Concil das schlimmste Licht werfen mußten. Nicht sehr tief gehend, aber mit einem großen Aufwande philologischen, theologischen und historischen Wissens

verbrämt, dazu in pikanter, anziehender Sprache geschrieben, machten sie auf das zeitungslesende Publicum einen überwältigenden Eindruck. Dazu der Hohn und Spott, womit die Concilsmajorität übergossen wurde, wobei es an kleinen Unwahrheiten und großen Verdrehungen nicht fehlte — all' dieses zusammen hat die öffentliche Meinung über das Concil in einer Weise irre geführt, wie dies vielleicht noch nie dagewesen ist. Die römischen Briefe wurden von den „Gebildeten" mit Begierde verschlungen, die A. Allg. Ztg. erhielt etliche Tausend Abonnenten mehr; ja, um der Nachfrage nach den pikanten Briefen zu genügen, druckten sie sogar Lokalblätter ab und zwar bezeichnend genug im Feuilleton.

Der Erfolg schien vollständig, das Schisma fertig. Durch die öffentliche Meinung, durch die Macht der Theologie (vgl. Tagebuch p. 203) hoffte man auch einige Bischöfe in der Opposition zu erhalten, und in Berlin glaubte man bereits ein probates Mittel gefunden zu haben, um das Schisma dauernd zu machen. S. 196 sagte ein preußischer Diplomat: „Ein Schisma könne nur zum Nachtheile Roms ausfallen, da es neben den rechtmäßigen Bischöfen ꝛc. nicht mehr andere bestellen kann, indem der Staatsanwalt einfach auf Grund der Gesetze Jeden wegen Anmaßung ihm nicht zustehender Rechte und Titel vor den Gerichten belangen würde." Der bayr. Gesandte, Graf Tauffkirchen, wußte noch einen anderen Rath, der offenbar von München aus (Döllinger) ihm inspirirt war: Das neue Schema de ecclesia ändere die Grundverfassung der Kirche, diese werde dadurch etwas Neues, die Beziehung zum Staate darum gänzlich alterirt u. s. w. (S. 221—222 u. 267). Ganz dieselben Gedanken, die jetzt Lutz praktisch verwerthen will.

Aber Gott machte die Anschläge der Staatsgewalten und der mit ihnen verbündeten Wissenschaft zu Schanden. Es zeigte sich der Beistand des heiligen Geistes in sichtlicher Weise, er bewahrte die Kirche vor einem Schisma, nicht ein Bischof fiel ab. Die Kirche ist göttlicher Stiftung, keine

rein menschliche Institution; menschliche Berechnungen, noch so schlau angelegte Pläne wurden an ihr immer zu Schanden.

Als die Hoffnung auf ein bischöfliches Schisma in Deutschland[7]) geschwunden war, da appellirte Döllinger an den Clerus und an die Massen. „Hunderte im Clerus, Tausende im Volke" dächten wie er, rief er aus. Er pflanzte offen die Fahne des Schisma's auf. Nur Wenige folgten ihm, vom Clerus kaum ein paar Dutzend, von den Laien verhältnißmäßig noch weniger. Woher diese Erscheinung, nachdem die „römischen Briefe" so gewaltigen Erfolg gehabt? Die Erklärung ist sehr einfach. Das Publikum, welches die pikanten Briefe so gierig verschlungen, war größtentheils an Glauben bankerott, der andere Theil wurde es durch diese Briefe. Diese griffen den Glauben in seinem Fundamente an, in der Autorität. Wankt diese, so wankt Alles. Der „Altkatholicismus" hat darum zerstörend, auflösend gewirkt, hat dem Unglauben in die Hände gearbeitet, aber positiv waren seine Wirkungen gleich Null. Am Skandal, an der Hetze gegen den Glauben hatten sich allerdings Tausende betheiligt, daran hatte sich Alles geweidet, was dem katholischen Glauben feindselig ist; aber all' diese Elemente hatten kein Interesse an einem Döllinger'schen Altkatholicismus.

Befangen vom Vorurtheil sah aber Döllinger diese sich Jedem aufdrängende Thatsache nicht, er suchte und fand den Grund seiner schließlichen Vereinzelung in der Feigheit des Clerus. Es wurde die Fabel vom Hungerdogma erfunden. Um allenfallsigen schwankenden Elementen Muth zu machen, um die Furcht vor dem Hunger ja zu verscheu-

7) Döllinger rechnete noch im August 1871 auf den Abfall der Cardinäle Rauscher und Schwarzenberg und des Fürsterzbischofs Simor, wofür er feste Anhaltspunkte in Berichten eines ungarischen Geistlichen zu haben vorgab. So leicht ließ sich der Mann täuschen oder täuschte sich selber.

chen, wurde die bayr. Staatsregierung veranlaßt, in ostensibler Weise zu zeigen, daß sie jeden Abfallenden schützt. Aber auch dieses Mittel verfing nicht, es fanden sich nur vier Priester in ganz Bayern, die abfielen, und diese Vier zählten nicht zu den besseren Elementen. Es zeigte sich also, daß es den vereinten Bestrebungen der Wissenschaft und des modernen Staates nicht gelingen konnte, ein Schisma zu Stande zu bringen. Und gegenwärtig sind wir dieser Gefahr ferner als je. Wie schmerzlich muß diese Wahrnehmung für den Ehrgeiz und Stolz Döllingers sein, der noch vor einem Jahre die Kirche aus ihren Fugen reißen zu können wähnte! Und trotz dieser Enttäuschungen gibt Döllinger seine Hoffnungen noch nicht auf. Auf einen momentanen Erfolg allerdings rechnet er nicht mehr. Aber die „Altkatholikencomité's" sollen ein Ferment bilden, welche in der Kirche (ähnlich wie das Freimaurerthum in den katholischen Staaten) auflösend und zersetzend wirken sollen, um schließlich die Kirche selbst zu einer Reinigung, zur Umkehr und Rückkehr zur Kirche der drei ersten Jahrhunderte zu nöthigen, womit dann eine Vereinigung mit der anglicanischen, griechischen, ja selbst protestantischen Kirche von selbst gegeben sei. Das ist Döllinger's ausgesprochener jetziger Plan. Er will darum durchaus nicht, daß die „Altkatholiken" förmlich aus der Kirche ausscheiden, eigene Gemeinden bilden. Im Gegentheil, sie müssen innerhalb der Kirche bleiben und wie eine eiternde Wunde fortfressen, wenn sie nach Döllinger's Plänen wirken wollen. Als darum beim Altkatholikentage in München auf Gemeindebildung gedrungen wurde, stemmte er sich mit allen Mitteln dagegen.

Und wiederum hat Döllinger die Staatsgewalt für seine Pläne gewonnen. Um die innere Zersetzung zu ermöglichen und zu erleichtern, hat Herr v. Lutz bereits die Hilfe der Reichsgesetzgebung in Anspruch genommen. Dem Döllinger'schen Plane soll der §. 130 a dienen, der ausdrücklich nur als erstes Bollwerk von einer Reihe nachfolgender be-

zeichnet wurde. Dieser Paragraph ist nach ausdrücklicher Versicherung des Herrn v. Lutz gegen den höheren Clerus gerichtet, er soll den niederen Clerus schützen in der Renitenz gegen bischöfliche Befehle, er soll ein Mittel sein, die innere Zersetzung im Döllinger'schen Sinne vorzubereiten. Gott wird auch diese Anschläge zu vereiteln wissen.

Es ist öfter die Frage aufgeworfen worden, wer denn die „römischen Briefe" geschrieben habe. Ich hoffe, daß gegenwärtig Niemand mehr über diese Frage im Zweifel sein wird. Es hat Leute gegeben, die vor zwei Jahren noch einen Döllinger nicht für fähig hielten, so gehässige, so frivole Anklagen zu schreiben, wie sie in den Artikeln über Pedro d'Arbues und im Janus enthalten waren. Heute ist darüber kein Zweifel mehr. Aber auch die „römischen Briefe" sind von ihm geschrieben. Schon der Styl, die volle Beherrschung des Thema's, die umfassenden philologischen und kirchenhistorischen Kenntnisse, welche diese Briefe bekunden, weisen auf Döllinger hin. Schreiber dieser Zeilen hat aber noch andere, allen Zweifel ausschließende Anhaltspunkte, die er indeß aus Discretion verschweigen muß. Das Material zu diesen Briefen lieferten Verschiedene. Ich habe bereits einige Namen erwähnt, wie Graf Arco-Valley, Lord Akton, Gräfin Leyden, ferner unbewußter Weise auch mehrere Döllinger persönlich befreundete Bischöfe, mit denen er in Briefwechsel stand; vor allen aber Prof. Friedrich. Dieser leugnet immer mit großer Emphase, daß er der Verfasser der „römischen Briefe" sei. So etwas hat ihm auch noch Niemand zugemuthet, der Friedrich's holperigen, langweiligen Styl kennt. Gewiß, römische Briefe zu schreiben, ist Friedrich nicht fähig, aber Material hat er geliefert, den Reporter für Döllinger hat er gemacht trotz seines dreimaligen Leugnens (S. 38. 49. 152). Diese Behauptung zu beweisen, wäre uns gar nicht schwer, wollten wir so indiscret sein wie Friedrich. Aber eine Frage wird er uns wohl erlauben. Friedrich erzählt S. 13, daß Cardinal Schwarzen-

berg ihm am 5. Dez. seine Desideria zur Ueberbringung an H. Cardinal H. übergeben habe, jedoch unter der Bedingung größten Stillschweigens. Kann Friedrich sich nicht mehr erinnern, wie Döllinger wenige Tage später in den Besitz dieser Desideria kam?

Von Bedeutung in Bezug auf diese Reporterschaft ist eine Notiz Friedrichs S. 350, wo er schreibt: „Von mir kam nur in den ersten Tagen meines römischen Aufenthaltes ein Brief an meine Mutter auf die Post und seitdem nie mehr, weil ich das Treiben der römischen Post schon vor meiner Hieherreise kannte." Er hatte also doch schon vor seiner Reise nach Rom an Spionendienste gedacht[8]), da er sich um die Verlässigkeit der römischen Post erkundigte! Wie sind dann seine Briefe nach München gekommen, wird man fragen? Darüber schweigt Friedrich, es läßt sich aber unschwer errathen. Er rechnete sich ja zu den Diplomaten und darum werden seine Briefe wohl auch auf diplomatischem Wege an die Adresse Döllinger gelangt sein!

Das Bündniß der „deutschen Wissenschaft" mit der Diplomatie hatte die von ersterer gehofften Wirkungen nicht hervorgebracht. Friedrich äußerte sich hierüber sehr bitter, hob aber um so mehr die Leistungen der deutschen Wissenschaft hervor. Unter'm 27. März (S. 282) schreibt er: „Die Regierungen fangen nachgerade an, dem Concile gegenüber fast eine lächerliche Rolle zu spielen. Zuerst das Großthun, dann die Verlegenheit, verbunden mit nichtssagenden Drohungen, endlich die Erkenntniß, daß sie die rechte Zeit verpaßt und der Curie gegenüber das Zusehen haben. Hätte nicht die deutsche Wissenschaft ihre Position gerettet und eine Opposition beim Concile zu Stande gebracht und beständig, wenn auch gegen deren eigenen Willen, in Athem erhalten, und

8) S. 5 ereifert er sich aber gewaltig, als dem Bedienten des Erzbischofs von Bamberg ein ähnlicher Gedanke über Friedrich's Aufgabe in Rom gekommen war.

hätte nicht unser Herrgott die Dummheit und Unwissenheit auf Seite der Majorität und Curie gestellt, die Regierungen wären vor der ganzen Welt zu Schanden geworden. Fürst Hohenlohe war doch der einzige Staatsmann, welcher ein tieferes Verständniß in diesen Fragen zeigte, und dies fängt man allmälig auch hier auf Seite der Minorität einzugestehen an."

Was Friedrich hier in einigen Sätzen ausgesprochen, wiederholt sich in den verschiedensten Wendungen bis zum Ueberdrusse immer wieder.

Er ist der einzige Vertreter der deutschen Wissenschaft beim Concil (S. 329). Nach S. 37 ist dieselbe bis zur Ankunft Hefele's nur durch ihn vertreten, die übrigen Theologen kamen „ohne Vorbereitung, saßen in Rom ohne wissenschaftlichen Apparat und trieben nur auf's Gerathewohl hin Theologie." Kaum war aber Hefele in Rom und vertheidigte die Oecumenicität des Concils von Florenz, da sah Friedrich, daß er ohne Succurs geblieben und er noch immer der einzige „wissenschaftlich gebildete" Theolog sei. Nach S. 147 kann kein wissenschaftlich gebildeter Theolog das Concil von Florenz als ein allgemeines bezeichnen. Friedrich will zwar die kirchenhistorische Erudition Hefele's nicht in Abrede stellen, aber er behauptet kühn, daß der Verfasser der Conciliengeschichte „in der Lehre der Concilien nicht sehr zuverläßig sei" (S. 314), ja daß „seine Theorie der Concilien in vielen Punkten als durchaus falsch bezeichnet werden müsse" (S. 224). Wenn schon der gelehrte Geschichtschreiber der Concilien so schlimm wegkömmt, so natürlich noch mehr die übrigen Theologen. Sie sind nach Friedrich entweder nur ehrgeizig oder dumm. S. 239 schreibt er: „Recht deutlich tritt hier wieder der Umstand als hemmend hervor, daß die Bischöfe von Leuten ohne Wissen und Einsicht umgeben sind, von Caplänen und Secretären, welche sich als große Theologen geriren, bei den Jesuiten antechambriren und im Grunde nichts im Auge

haben, als irgend einen Titel in Rom zu erhaschen, um mit einem rothen oder violetten Lappen ihre Blößen bedecken zu können. Und wenn selbst unter dieser Classe von Leuten ganz ehrenwerthe Charaktere sich befinden, welche über solch' äußeren Tand sich hinwegsetzen und nur das Wohl der Kirche im Auge haben, so tritt ihnen gerade jetzt ihre Unkenntniß der Geschichte der Kirche und namentlich der Concilien sehr hinderlich in den Weg; denn in dieser kritischen Lage kann nur sie noch die Leuchte sein, welche aus derselben zu führen vermag."

So glaubte natürlich Friedrich, als der einzige Vertreter der wissenschaftlichen Theologie beim Concil, sich selbst als Führer berufen. Die Majorität war nun allerdings viel zu „schlecht und dumm", um sich einfach der Führung des prete magro e secco, wie der Papst nach S. 190 ihn nannte, zu fügen. Allein daß eine Minorität beim Concil als Opposition sich geltend machte, ist nach S. 282 einzig Verdienst der „deutschen Wissenschaft", d. h. ihres Vertreters Friedrich in Rom. Er ist nach S. 314 und 343 die Seele der Opposition, welche nur dadurch scheiterte, daß sie sich ihm nicht unbedingt fügte. Er sagte ihr alles voraus, wie es gekommen, wobei er jedoch noch so bescheiden ist, daß er sich keine andere „Inspiration" beimißt, als diejenige, welche der Talisman der deutschen Wissenschaft gewährt.

Die Bischöfe der Minorität werden bei Durchlesung des Tagebuches nicht wenig erstaunt sein, zu hören, daß sie unter der Inspiration und Leitung eines Mannes gestanden sein sollen, den sie vielleicht kaum ein oder zwei Mal flüchtig gesehen und mit dem sie in gar keiner Beziehung gestanden. Friedrich mochte selbst fühlen, daß kein Mensch ihm einen solchen Einfluß zuschreiben würde, deßhalb führt er selber aus, daß diese seine Einwirkung in ganz geheimnißvoller Weise vor sich ging. Er schreibt unter'm 15. März 1870 (S. 247): „Es macht mir doch oft ein stilles Vergnügen, wenn ich mir von Diesem oder Jenem nach zwei bis drei

oder noch mehr Wochen das wieder muß vordemonstriren lassen, was von mir selbst und allein ausging und durch mich allein den Herren zum Bewußtsein kam. Sogar meine Termini acceptiren und reproduciren sie. Sie wissen eben nicht, woher dies oder jenes in Umlauf gesetzt wird, und das ist sehr gut; denn wie jetzt die Dinge liegen, würde ihnen schon verdächtig sein, daß etwas aus meiner Hexenküche (sic!) stammt."

Friedrich litt überhaupt an der fixen Idee, daß das ganze Concil um seine wichtige Person sich drehe[9]). S. 6 erzählt er, daß man schon im Voraus seine etwaige Thätigkeit in Rom untergraben wolle, er fürchtet sich S. 7 deßhalb schon vor „jesuitischem Gifte", man betrachtet (nach S. 61) es als etwas ganz Außerordentliches, daß er ein Schüler Döllinger's sei; der Papst fürchtet sich deßhalb vor ihm (S. 161 u. 190), man verfolgt ihn mit ausdauernder Feindseligkeit, weil er Münchener Professor sei (S. 200) u. s. w. Damit harmonirt nun freilich recht schlecht, was Friedrich unmittelbar darauf erzählt. S. 227 theilt er mit Entrüstung mit, daß der Jesuit P. Schrader gar nicht wußte, daß Friedrich in Rom sei. S. 317 erzählt er dasselbe vom „Univers" und setzt S. 318 fragend hinzu: „Hat man vielleicht auch dem Papste beigebracht, daß ich längst nicht mehr hier sei?" — Ein Volksspruch sagt: Ein Lügner müsse ein gutes Gedächtniß haben; noch mehr gilt dies von dem eitlen Prahler!

Spielte Friedrich nach seiner Meinung beim Concile

---

9) Ganz amüsant ist, was in dieser Beziehung Friedrich S. 318 von sich selbst erzählt: „Ich bin doch begierig," schreibt er, „welche Rolle ich einst in einer ultramontanen Geschichte des vaticanischen Concils spielen werde. Vielleicht wird meine Person gar noch der Gegenstand einer historischen Controverse." — Zu dieser eitlen Wichtigthuerei bietet ein interessantes Seitenstück, daß er S. 370 allen Ernstes erzählt, daß seine Nothwendigkeit besonders bei seiner Abreise aus Rom gefühlt worden sei.

schon eine so große Rolle, so fiel ihm eine noch weit bedeutendere Aufgabe nach dem Concile zu. Das Concil kümmerte sich um die „Wissenschaft" des Münchener Professors nicht viel, das Dogma der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes wurde am 18. Juli votirt. Dafür wird sich nun die deutsche Wissenschaft des Professor Friedrich bitterlich rächen. Von jeher und noch in Trient, behauptet er S. 82, habe die Wissenschaft die erste Instanz gebildet, jedes Concil müsse einen rein natürlichen Erkenntnißproceß durchmachen, meint er S. 239. Das alles hätte nun dem vaticanischen Concil gefehlt, die theologische Wissenschaft wäre geradezu ausgeschlossen gewesen (S. 82), dafür werde nun das Concil auch nie als ökumenisches anerkannt werden. Friedrich schreibt S. 203 wörtlich: „Ich bin mir in den Tagen meiner schweren Bedrängnisse übrigens auch hierüber klar geworden und nahm keinen Anstand, es mehrmals zu sagen, daß nämlich wir Theologen schließlich doch diejenigen sein werden, welche den Ausschlag geben, ob das Concil ein ökumenisches ist oder nicht. Ich stehe dafür ein, daß dasselbe als ein ökumenisches geleugnet werden wird, und möge man nur ja nicht glauben, daß die Macht der Theologie so zu unterschätzen sei, wie man sich hier den Schein geben möchte. Es wird die Zeit kommen, und ich sehe sie schon nahen, wo auch der Index, Suspension oder selbst Excommunication nicht mehr anschlagen werden." — Und S. 239 folgt folgendes höchst charakteristisches Bekenntniß: „Für mich steht dieses fest, daß der heilige Geist die Bischöfe noch mit Gewalt zwingen wird, sich selbst erst zu befähigen, ehe sie seine Organe für eine Glaubensdefinition sein können. Daß wir Theologen die Hauptaufgabe mitzuübernehmen haben werden, ist mir aber ebenso klar."

Wenn in diesen Sätzen etwas klar sein soll, dann ist es dies, daß im Punkte des vaticanischen Concils Friedrich bereits als an fixen Ideen leidend bezeichnet werden muß.

Es heißt doch nichts Anderes, als die Verrücktheit offen aussprechen, wenn ein „wissenschaftlicher" Theolog behaupten kann, die Bischöfe des vaticanischen Concils wären gar nicht fähig gewesen, Organ des heiligen Geistes zu sein. Noch verrückter qualificirt sich aber die Behauptung, daß die Befähigung hiezu nur durch das Medium der „Theologen" zu erlangen sei. Darnach würde die Wirkung des heiligen Geistes nicht direct dem Concil, der kirchlichen Lehrgewalt selbst sich zuwenden, sondern erst durch Vermittlung der „wissenschaftlichen Theologie". Die „Wissenschaftlichen" scheinen demnach eine ganz eigenthümliche Lehre von der Kirche apart für sich zu besitzen! Katholisch ist diese Lehre aber gewiß nicht, denn sie datirt erst aus der Zeit des Döllinger'schen Niederganges[10]); und wissenschaftlich ist sie ebenso wenig, sie steht vielmehr mit jeder wissenschaftlichen Dogmatik in directem Widerspruche.

Da Friedrich im Namen der „wissenschaftlichen Theologie" erklärt, daß dieselbe das vaticanische Concil, diese „Schein- und Räubersynode" (S. 251), nicht als ökumenisch anerkennen könne, so interessirt es doch, wer denn die Träger dieser wissenschaftlichen Theologie eigentlich sind. Nach Seite 138 ist nur die historische Schule die einzig wissenschaftliche und ihr klassischer Boden ist Bayern, d. h. München (S. 135). In Bayern und speciell in München zählen aber zu dieser Schule wieder nur einzig und allein Döllinger und Friedrich. Seine übrigen Collegen in München: Schmid, Thalhofer, Reithmayr u. s. w. (S. 135) gehören nicht zur historischen Schule. Der klassische Boden hat nur noch vereinzelte Ableger in Braunsberg, Breslau und Bonn und nach S. 324 sind es eigentlich nur die Kirchenhistoriker, welche die Säule der Kirche bilden. Da haben wir also die

---

10) In seiner bekannten Rede bei der Münchener Gelehrtenversammlung hat Döllinger ähnliche Sentenzen, aber etwas mehr verblümt und mit wissenschaftlichen Phrasen verbrämt, ausgesprochen.

Bescheerung. Unsere Bischöfe müssen zuerst in verba magistri schwören, sie müssen nachbeten, was die Herren Döllinger, Friedrich und Reinkens lehren, dann sind sie erst befähigt, Organe des heiligen Geistes zu sein. Die höchste Autorität und erste Instanz (S. 82) in der katholischen Kirche bilden demnach die erwähnten Herren, sie sind die Vermittler des heiligen Geistes, ihre „Wissenschaft" befähigt zu einem Organ des heiligen Geistes! Einen solchen Unsinn als wissenschaftlich auszugeben, dazu gehört wahrlich die Stirne eines deutsch-wissenschaftlichen Professors!

Und worin besteht denn diese deutsche Wissenschaft? Darauf bleiben die Herren gewöhnlich die Antwort schuldig. Friedrich sagt nur an einer einzigen Stelle, wodurch er und Döllinger den übrigen Theologen voraus sein sollen. S. 61 behauptet er, zwischen den Deutschwissenschaftlichen und den „Jesuiten" bestände der Unterschied, daß die ersteren auf die Quellen zurückgehen, letztere aber aus der zweiten, dritten oder gar sechsten und siebenten Quelle schöpfen, d. h. eigentlich alles erst durch die Brille ihres einmal fertigen Systems ansehen. Wenn das sich thatsächlich so verhalten würde, dann allerdings hätten die Deutsch-Wissenschaftlichen mit ihren Ansprüchen Recht. In der That aber gibt es überhaupt auch unter den „Jesuiten" keinen einzigen Gelehrten, der nicht auf die Quellen zurückginge. Und umgekehrt habe ich schon bemerkt, und die Autoren werden es auch nicht leugnen wollen, daß der Janus durchaus nicht nach den ersten Quellen bearbeitet wurde, sondern nach gallicanischen Vorarbeiten, also „durch die Brille eines fertigen Systems". Und doch ist der Janus die einzige bedeutende Leistung, welche die deutsch-wissenschaftliche Theologie in dem Kampfe gegen das Concil zu Tage gefördert hat. Das übrige sind Pamphlete und Skandalartikel in Zeitungen, die nun freilich Friedrich auf's Lebhafteste in Schutz nimmt (S. 149—50). In solchen Artikeln scheint ihm überhaupt die Fülle der Wissenschaft beschlossen. Man lese nur,

was er von dem angeblichen Einflusse einer Recension sagt (S. 195 u. 200), die er in's Bonner Literaturblatt geliefert. Ja S. 244 spricht er sogar die Hoffnung aus, durch eine Brochüre die Wiedervereinigung mit den Griechen erreichen zu können. Und ein Professor, der solch' kindisch naive Ansichten zu Tage fördert, will sich als Vertreter der deutschen Wissenschaft geriren!

Wie armselig es mit dieser Wissenschaft Friedrich's aussehe, dafür bietet das Tagebuch selbst eklatante Belege. Das Buch ist hauptsächlich geschrieben, um das Concil zu discreditiren und namentlich die deutschen Bischöfe zu blamiren. Dasselbe ist aber (die nach Friedrich's (unzuverlässiger) Mittheilung unverantwortlichen Aeußerungen Ramszanowski's ausgenommen) eine Apologie für die Minorität. Friedrich will nachweisen, die Bischöfe hätten in Rom anders gesprochen, als sie hinterher in Deutschland handelten. Nun erzählt aber Friedrich selbst S. 137, „wenn man den deutschen Bischöfen die Opportunität darthut, gehen sie vielleicht alle über und stehe nur Ramszanowski allein da, da dieser ein principieller Gegner sei." Ferner wirft Friedrich den Bischöfen Inconsequenz vor und behauptet, sie hätten auch nach der Entscheidung des Concils in der Opposition verharren sollen. S. 233 erzählt er nun wieder selbst, daß Rauscher schon am 11. März 1870 ihm in Rom gesagt, „er werde kein Schisma machen," wenn die Majorität die Infallibilität votire, „sondern zur Milderung und Besänftigung nach Kräften beitragen." Eine ähnliche Aeußerung erwähnt er auch vom verstorbenen Bischof von Hildesheim. Als derselbe Rom verließ, sagte er: man müsse sich, wenn das Dogma votirt würde, einfach unterwerfen (S. 347). Das Buch strotzt überhaupt von inneren Widersprüchen, die ihm das Gepräge einer leidenschaftlichen flüchtigen Mache aufprägen.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auch einige Be-

merkungen, die mit dem Concil nicht zusammenhängen, aus Friedrich's Tagebuche herauszuheben. Dieselben geben einen gar merkwürdigen Maßstab für die wissenschaftliche Durchbildung Friedrich's. S. 68 äußert er sich wegwerfend über die römischen Klöster und spricht dabei folgende knabenhafte Ansichten über Proletariat aus. Er schreibt: „Einen Vortheil schien mir das Mönchthum in Rom übrigens doch zu haben, und ich selbst würde unter den gegenwärtigen römischen Verhältnissen für dessen Beibehaltung stimmen: es ist eine Art von Unschädlichmachung des römischen Proletariats, das außerhalb der Klostermauern nur einen unruhigen und äußerst gefährlichen Bestandtheil der römischen Bevölkerung bilden würde. Wo sonstige Erwerbs- und Nahrungsquellen so beschränkt sind, wie hier in Rom, das so recht ein verrottetes, anachronistisches kleinstaatliches Leben vergangener Jahrhunderte in unserer Zeit repräsentirt, da ist diese Art von Klosterwesen ein sehr gutes und nicht zu verachtendes Auskunftsmittel." — Auf derselben Höhe wissenschaftlicher Bildung steht auch, was Friedrich S. 241—42 über das römische Militär und das Lotto in Rom sagt. Besonders charakteristisch ist aber, was Friedrich S. 91 im Schema de episcopis auszusetzen findet. Am Schlusse des ersten Kapitels heißt es nämlich: ... ab iis (episcopis) pro pastorali munere illorum potissimum hominum improbitatem esse cohibendam, et coercendam audaciam, qui mentes pervertere, moresque corrumpere nefarie moliuntur. Man möchte meinen, das Recht und die Pflicht der Bischöfe, alle demoralisirenden Einflüsse von den Gläubigen fern zu halten, sei für jeden Vernünftigen klar. Dem Deutsch-Wissenschaftlichen drängt sich aber die Frage auf: „Ob nicht darin für die Bischöfe ein Recht liege, in die Preß- oder Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie sie die modernen Verfassungen garantiren, einzugreifen?" Eine solche Frage steht einem Theologen sehr zu Gesichte. Als ob die Abwehr der Einflüsse, welche die Sittlichkeit corrumpiren, von der Er-

laubniß momentaner Gesetzesparagraphen abhängig gemacht werden könnte! — Im Kapitel über die Residenzpflicht der Bischöfe heißt es, daß ein Bischof in einem Jahre ohne Dispens nicht länger als zwei, höchstens drei Monate von seinem Sitze entfernt bleiben dürfe. Friedrich sucht hierin sofort eine Verurtheilung des constitutionellen Lebens in Bayern!!! Es könnte nämlich vorkommen, daß z. B. die Session des bayr. Reichsrathes, dessen Mitglieder bekanntlich die zwei Erzbischöfe und je ein Bischof sind, länger als drei Monate dauern würde. Friedrich hat nun sofort die schreckliche Möglichkeit vor Augen, der Papst könnte den Bischöfen die Dispens, über drei Monate dem Reichsrathe anwohnen und so ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen zu dürfen, verweigern. Und diese Möglichkeit drängt ihn zum Ausrufe: „Sehr erbaulich für unsere Regierungen und Staaten.“

Friedrich gerirt sich überhaupt, wie Döllinger, als Vertheidiger des modernen Staates. Er zählt zur liberalen Partei und macht den Bischöfen Bayerns Vorwürfe, daß sie ihre Sympathien der patriotischen Partei und nicht den Liberalen zuwandten (S. 84). Allen Bischöfen der Welt wirft er vor (S. 86), daß sie nur ganz abhängige Werkzeuge Roms seien und nirgends patriotische Gesinnungen hegten. In S. 153 erzählt er mit entrüsteter Miene, daß während des Concils der Plan geschmiedet worden sei, das einige Königreich Italien in Trümmer zu zerschlagen und vier conföderirte Staaten zu schaffen, wozu die Väter des Concils behilflich sein sollten. Und zu diesen Nonsens setzt er den zornigen Ausruf: „Also dazu hätte man das Concil berufen, um in Revolution zu machen?“ Daß Friedrich, der sich so sehr für die Schöpfung Cavour's interessirt, ein blinder Anhänger der Bismarck'schen Bestrebungen ist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Auf S. 380—81 schreibt er: „Kann die Aufgabe Deutschlands im entbrannten religiösen Kampfe zweifelhaft sein? Sie ist

ihm so klar vorgezeichnet, seit 300 Jahren gewissermaßen zum Erbgute geworden und besteht lediglich darin, eine wirkliche Reform der Kirche durchzusetzen . . . . soll sich das deutsche Volk, klarer und tiefer an Einsicht in den Organismus der Kirche, einheitlicher und kräftiger in seinem Wollen, nochmals zur Ruhe begeben, ohne seine ihm von der göttlichen Providenz zugewiesene Aufgabe gelöst zu haben? Ich glaube es nicht . . . . ich sehe schon im Geiste unsere Nation auch in religiöser Hinsicht wieder einig. Wollen wir rücksichtslos die Wahrheit bekennen, müssen wir doch sagen, daß Rom seit bald einem Jahrtausend nur der Feind unserer Nation war . . . . Nur treulose Führer der deutschen Nation können das leugnen wollen. Wir müssen uns endlich einmal aufraffen und Rom den modus vivendi dictiren, auf den hin es mit uns in Frieden leben, aber nicht mehr unseren politischen und religiösen Frieden stören kann. . . . Preußen mag in dieser Beziehung noch seine große Mission haben, da sich Oesterreich derselben unwürdig erwies, indem es stets den Machtansprüchen Roms seine Waffen lieh. Und sollte nicht schon in Preußen die Erkenntniß dieser Mission zu tagen beginnen? Gewisse mir bekannt gewordene Andeutungen sprechen bestimmt dafür.“

Nach dieser Leistung, die an ordinärer Auffassung nur zu sehr an gewisse ephemere Leistungen der liberalen Presse erinnert, darf es Niemanden mehr Wunder nehmen, wenn er z. B. S. 258 den Katholiken „Gemeinheit“ in's Gesicht schleudert, wenn er S. 206 den Infallibilisten Schrader, Kleutgen u. s. w. sogar den deutschen Charakter abstreitet. „Sie sind Jesuiten und als solche Römer,“ sagt er. Das sind gewiß Ausbrüche wilder Leidenschaften, die einem Pamphletisten zur Unehre gereichen würden. Im Munde eines Mannes, der sich für den Vertreter der deutschen Wissenschaft ausgibt, entziehen sich solche Expectorationen der Qualification. Sie sind einfach unter aller Kritik.

Charakteristisch ist für Friedrich das im Tagebuch immer wiederkehrende Lob des ehemals bayr. Premierministers Hohenlohe, Bruder des Cardinals. Hohenlohe, ohne besondere geistige Bedeutung, wurde durch die Verhältnisse zu einem Vertreter der liberalen kirchenfeindlichen Partei in Bayern. Unter seinem Ministerium machte Cultusminister Gresser den Versuch, ein kirchenfeindliches Schulgesetz à la Baden auch in Bayern einzuführen, scheiterte aber an dem Widerstande des Reichsrathes. Beim Wahlsiege der Patrioten 1869 mußten Gresser und Hohenlohe weichen. S. 8 macht nun Friedrich dem Bischofe von Osnabrück es zum Vorwurfe, daß er das Ministerium Hohenlohe und den bayr. Gesetzentwurf mit ungünstigen Augen betrachtete[11]). Damit steht freilich wieder in grellem Widerspruche, wenn Friedrich S. 233 die Besorgniß heuchelt, nach Definirung der Unfehlbarkeit würden alle schwebenden Fragen, besonders die Schulfrage, im kirchenfeindlichen Sinne gelöst. Wieder einer der vielen Widersprüche, von denen das Tagebuch des „Deutsch-Wissenschaftlichen“ wimmelt.

Doch genug. Aus dem Angeführten kann Jeder sich selbst ein Urtheil bilden, mit welchem Rechte ein Friedrich sich als Vertreter der deutschen Wissenschaft ausgeben kann. Er hat nur ganz landläufige liberale Ansichten und Anschuldigungen ausgesprochen, wie sie jeder Leser eines liberalen Blattes geläufig hat. Dabei fällt uns ein Urtheil der Histor. Zeitschrift Sybel's ein. Im I. Hefte 1872, S. 165—67 ist die Schrift Friedrich's über den Reichstag zu Worms 1521 besprochen. Der Recensent constatirt, daß die von Friedrich abgedruckten Briefe des päpstlichen Nuntius, Hieronymus Aleander, von Druck-, Lese- und Inter-

11) Bei dieser Gelegenheit mag die Bemerkung von Interesse sein, daß auch Döllinger den Widerstand gegen das badische Schulgesetz tadelte und mit demselben sich ganz einverstanden erklärte. So wenig Verständniß bekunden diese Herren für wirkliche Lebensinteressen der Kirche.

punktionsfehlern strotzen und daß die den Briefen beigegebene Einleitung nichts biete, „was nicht jeder Leser einer beliebigen Reformationsgeschichte hätte bieten können[12]." Der Mann also, der sich ob seiner angeblichen Wissenschaft und historischen Bildung über alle Theologen erhebt, ist nicht einmal im Stande, eine correcte Edition zu veranstalten und eine den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Einleitung zu verfassen.

Und damit verlassen wir den Münchener Professor als „Vertreter der Wissenschaft". Friedrich protestirt aber nicht blos im Namen der Wissenschaft gegen das Concil, er spricht auch von der Erbärmlichkeit Roms (S. 109), von dem dort herrschenden Lügensysteme (S. 172), und er preist es als seinen ihm von Gott gewordenen Beruf, dieses „Teufelswerk" zu bekämpfen (S. 222—23) und zum Sturze Babels (Rom) beizutragen (S. 192). Ein Mann, der mit solchen Prätensionen auftritt, fordert selbstverständlich die Kritik heraus, ob er denn auch die sittliche Befähigung hiezu besitze. Wir wollen dabei keinen anderen Maßstab anlegen, als den uns Friedrich in seinem Tagebuche selbst bietet.

Es begegnet uns da auf S. 28 eine sehr offene Aeußerung. Es besuchte ihn Mitte December 1869 der Prälat Wolanski, und das Gespräch drehte sich bald um die Frage der päpstlichen Infallibilität. Friedrich äußerte sich dem römischen Prälaten gegenüber ganz offen: Ihm sei die Sache ganz gleichgiltig[13]), er sei Universitätsprofessor

12) Auch Döllinger sprach früher sehr geringschätzig von Friedrich und widersetzte sich im Jahre 1867 seiner Aufnahme in die Akademie, weil Friedrich gar keine historische Kritik besäße.

13) Später z. B. S. 50 heuchelt er freilich wieder große Besorgniß wegen der schlimmen Folgen, welche der Kirche in Folge der Infallibilität drohen. Aber das gehört eben mit zu den zahllosen Widersprüchen des Tagebuches, in dem die grenzenlose Confusion im Kopfe des Verfassers sich abspiegelt.

und mit dieser Stellung sehr zufrieden, sei darum durchaus unabhängig und könne ohne jede Rücksicht thätig sein.

In diesem offenen Geständnisse seiner Anschauungen dürfte der Schlüssel zum Verhalten Friedrich's und der meisten „Altkatholiken" zu finden sein. Ohne Herz, ohne Liebe zur katholischen Kirche, zur Wahrheit des Christenthums haben diese Herren einfach egoistische Anschauungen und Interessen zum Maßstabe ihres Urtheils genommen. Es hat schon viele Männer gegeben, welche in schärfster Weise gegen Mißstände in der Kirche sich ausgesprochen haben. Es waren nicht selten heilige Männer, welche mit herben Worten selbst den obersten Hirten gegenüber sich äußerten. Aber das Motiv solcher Klagen und Anklagen war innige Liebe zur Kirche, war die innigste Verehrung zum Heilande, dessen Ehre sie durch vorhandene Mißstände beleidigt sahen. Ihr Ton war darum immer derjenige der Klage, der Warnung, der Bitte. Ganz anders bei Friedrich und Consorten. Ihr Ton ist derjenige der ungläubigen Frivolität, des Hohnes, der Mißachtung, des Spottes. Ihr Motiv ist verletzte Eitelkeit, Anmaßung, Dünkel und, was damit in enger Verbindung steht, Menschenfurcht und knechtische Huldigung der Welt und dem Zeitgeiste gegenüber. Mit einer wahrhaft Eckel erregenden Offenheit spricht sich jener Hochmuth aus in Friedrich's Tagebuch. Er, Döllinger, Reinkens und Consorten sind die Frommen, die Sittlichen, die allein Wissenschaftlichen. Alle Anderen sind „unwissenschaftlich und dumm", Epitheta, welche im Tagebuch immer wiederkehren.

Um dem Leser einen Begriff von diesem grenzenlosen Hochmuthe zu geben, dürfte es angemessen sein, einige Stellen aus dem Tagebuche über Papstthum und Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Gelehrte, Klöster u. s. w. zusammenzustellen.

Gewiß ist inmitten der furchtbaren Erschütterungen der Gegenwart der ebenso milde, als in Principien unerschütterliche Charakter Pius IX. eine der wohlthuendsten Er-

scheinungen. Selbst seine erbittertsten Feinde erkennen dies an, nur nicht Friedrich und die „Altkatholiken". Nach Seite 224 ist Pius IX. ein unqualificirbarer Mensch, er leidet an Größenwahnsinn (S. 240), sei nicht mehr ganz bei Sinnen, vielmehr kindisch und geistig schwach[14]) (S. 283), ja sogar zeitweilig närrisch — Friedrich stellt ihm eine ärztliche Diagnose (S. 207—8) —. Er verbinde mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit die größte Unkenntniß kirchlicher Dinge (Seite 283); er kenne nichts als seinen despotischen Willen. Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, sei seine Losung (S. 260). Daß der Papst ganz in den Händen der Jesuiten sei und keinen eigenen Willen habe, diese Behauptung theilt Friedrich mit vielen tausend anderen liberalen Zeitungslesern; daß aber der Papst von den Jesuiten bestochen sei, diese Erfindung Friedrich's ist völlig neu (S. 350).

Das Papalsystem ist nach Friedrich „eine unsittliche Ausgeburt menschlichen Geistes" (S. 141), die Curie ein „Lügenbau", ein „Ungethüm, welches nicht so leicht getödtet wird; der abgeschlagene Kopf wächst immer sofort wieder nach" (S. 172). Die „Erbärmlichkeit der Curie sei offenkundig, in Rom alles faul und morsch" (S. 109).

Die Cardinäle beschimpft Friedrich als „rothbelappte und bekappte Arrestanten in Rom" (S. 132), „Creaturen des Papstes" (S. 116), „welche mit Ausnahme von vier bis fünf nicht einmal im Stande wären, Capläne an einer Dorfkirche zu sein" (S. 62).

Nicht besser kommt der Episcopat weg. Alle Bischöfe sind unwissend (S. 141) und ganz unfähig, Organe des heiligen Geistes zu sein (S. 239). S. 251 begegnet uns folgende unqualificirbare Tirade: „Ach, es ist haarsträu-

---

14) Die Deputationen aus allen Ländern fanden dagegen den Papst geistig frisch und körperlich kräftig 1871. Daraus mag man abnehmen, wie weit die übrigen Anklagen Friedrich's auf thatsächlicher Ueberzeugung beruhen.

bend, hier sitzen und mitansehen zu müssen, wie Bischöfe, ich meine auch die der Opposition, in voller Unkenntniß der eigentlichen Verfassung der Kirche im Begriffe stehen, dieselbe der Laune eines eigensinnigen Mannes zum Opfer zu bringen! Was Jahrhunderte hindurch die Kirche von sich abgewehrt, das ist man jetzt bereit, mit einem Worte, einem Federstriche zu genehmigen! Ja, die Ignoranz kann auch das Gewissen beherrschen und Gewissenspflichten als nicht vorhanden erscheinen lassen! Hier rächt sich das System, als Maßstab der Qualification zu ernennender Bischöfe die Ignoranz angesehen zu haben. Die Jesuiten — denn das war ihr Plan — haben ihr Ziel außerordentlich glücklich erreicht; die Regierungen haben ihnen dabei die Hand geboten; aber wie immer haben die Jesuiten den Löwenantheil für sich genommen." — Die Unkenntniß der Bischöfe sei grausenerregend (S. 224) u. s. w.

Speciell den bayrischen Bischöfen wird vorgeworfen, daß sie keinen Fond des Wissens hätten (S. 146), daß sie selbst ohne theologische Bildung wären (S. 229) und keine Achtung hätten vor der gesunden Theologie (S. 291). S. 134—35 findet sich eine längere Stelle über Besetzung der bayr. Bisthümer, woraus man ersieht, daß er in ganz Bayern Niemanden eines Bischofsstuhles für würdig erachtet außer sich selbst und Döllinger. Nicht einmal seine Collegen in der theologischen Facultät hält er für fähig und würdig. Wir wollen doch den bezeichnenden Schluß der geschraubten Stelle hieher setzen: „Denken nicht auch Reithmayr, Thalhofer, Schmid an die Inful? Sie würden von den zunächst betheiligten Bischöfen gewiß mit Freuden als Collegen begrüßt werden. Ob freilich auch wir eine solche Wahl willkommen heißen könnten, bezweifle ich sehr. Wenn ich auch solche Dinge berühre und notire, die mich so ganz und gar nichts angehen, so veranlaßt mich dazu nur, weil ich hier so manchmal damit behelligt werde und dadurch mitunter in eine recht eigenthümliche Situation gerathe, zugleich aber

3*

auch der Wunsch, daß gerade Bayern eine hervorragendere Rolle beim Concil spielen sollte. Oder ist es nicht betrübend, daß gerade Bayern, welches man für die Neuzeit den klassischen Boden für Theologie nennen könnte, hinter den übrigen Ländern, selbst hinter Ungarn und Oesterreich zurückstehen muß? Eine wahre Ironie!"

So diese „klassische" Stelle im Tagebuche. Also Bayern sollte unter seinen Bischöfen einen „wissenschaftlichen" Theologen zählen, zu diesen gehören aber nicht einmal Reithmayr, Schmid u. s. w., folglich bleibt schließlich Niemand übrig als Friedrich und Döllinger. Und doch geht ihn solcher „Wunsch" ganz und gar nichts an! Wie reimt sich das zusammen? Doch der Widerspruch gehört ja zum täglichen Brod des „wissenschaftlichen" Confusionarius!

In welch' anständiger Weise Friedrich von den Bischöfen spricht, mag man aus S. 83 abnehmen, wo er von einem „bischöflichen Kleeblatt aus Bayern" redet. Die Unwürdigkeit und Perfidie dieses Ausdruckes wird noch erhöht dadurch, daß unter diesen drei Bischöfen der Erzbischof von Bamberg, wo Friedrich die Erziehung und Priesterweihe erhielt, und der Erzbischof von München, in dessen Erzdiöcese er lebt, verstanden sind. Auch sonst ermangelt es im Tagebuche nicht an den gehässigsten und unwürdigsten Invectiven gegen die einzelnen bayrischen Bischöfe, z. B. S. 46 u. 50 gegen Bischof Ignatius von Regensburg, gegen den er die liberale Lüge, er wolle die Throne stürzen, aufwärmt; S. 54 gegen den Erzbischof von München; S. 125 gegen Bischof Heinrich von Passau, dem er die Fähigkeit abspricht, ein Bischof zu sein, wie ihn die Zeit erfordere. Bischof Georg Anton Stahl von Würzburg, dessen gründliches theologisches Wissen allgemein anerkannt war, wird einfach als „dumm" bezeichnet (S. 198) u. s. w.

So „armselig an Theologie und wissenschaftlicher Bildung" wie die bayrischen sind nach S. 231 alle deutschen Bischöfe, Hefele nicht ausgenommen. Es wird kein einziger

deutscher Bischof erwähnt, dem nicht irgend eine Insulte, eine Schmähung: als Dummheit, Heuchelei, Wortbruch u. s. w., in's Gesicht geschleudert wird. Ich notire unter der Unmasse solcher Schmähungen nur folgende: S. 72 gegen Bischof Räß; S. 96 gegen Cardinal Geißel; S. 125 gegen Melchers; S. 224 u. 314 gegen Hefele; S. 230 gegen Ledochowski u. s. w. Am meisten mit giftigem Hasse verfolgt er aber die Bischöfe Martin von Paderborn (z. B. S. 147, 309—10) und Ketteler von Mainz (z. B. S. 60, 219, 226—27, 327). Wie sehr es ihm bei seinen Invectiven auf Wahrheit und Thatsachen ankömmt, mag man daraus abnehmen, daß gegen Ketteler (S. 302) die bekannte Fußfallgeschichte wieder aufgewärmt wird, und daß er „an Gang und Haltung" des Bischofs von Paderborn erkennt, daß er sich für den ersten Theologen des Concils halte (S. 310). Bisher hat man geglaubt, nur Gott kenne die Gedanken des Menschen. Friedrich legt sich nun gleichfalls die Eigenschaft bei, der Menschen Gedanken zu wissen. Und dies nicht blos etwa beim Bischof von Paderborn, er weiß auch, daß Bischof Ignatius von Regensburg an den Cardinalshut (S. 279) und seine Collegen Reithmayr, Thalhofer, Schmid an eine Inful „denken" (S. 135).

Noch roher und unwürdiger als gegen den deutschen Episcopat ist Friedrich's Sprache gegen die Bischöfe lateinischer Zunge, wobei nicht einmal ein Mann von der Bedeutung wie Dupanloup der Schmähung entgeht (S. 235). Wir wollen aus dem Wuste der Beschimpfung romanischer Bischöfe nur eine einzige Stelle herausheben. Unter'm 28. April 1870 (S. 358—59) schreibt Friedrich: „Eben von Subiako zurückgekehrt, lese ich die Schrift des Bischofs Ghilardi von Mondovi über die Infallibilität. Sie ist sehr charakteristisch für die Unwissenheit und Dummdreistigkeit der Infallibilisten. Jeder Candidat der Theologie würde sich bei uns schämen, einen solchen Schund in die Welt zu schleudern. Nur Männer wie Martin, Senez-

strey u. s. w. vermögen sich vielleicht auch davor götzendienerisch zu beugen . . . Je weiter ich lese, desto mehr erbittert mich die Verlogenheit dieses Mannes; ja er ist geradezu ein Fälscher" u. s. w. — Das ist die Sprache eines „Vertreters der deutschen Wissenschaft" einem Manne wie Bischof Ghilardi gegenüber.

Doch genug all' des Schimpfes, der im Tagebuch gegen den Episcopat aufgehäuft ist. Ich bemerke nur noch, daß einzig gelobt wird Cardinal Hohenlohe und (einmal blos, S. 342) Stroßmayr.

Derselben Verhöhnung wie die Bischöfe unterliegt auch der Clerus, z. B. der römische Clerus (S. 88 und 226), der französische Clerus (S. 113 u. 212). Von den deutschen Seminarien fällt Friedrich S. 70 das Urtheil, „daß die Bischöfe in ganz unvernünftiger Auffassung der tridentinischen Vorschriften ihre Jugend in den Knabenseminarien körperlich fast zu Grunde richten, indem sie jede Freiheit der Bewegung verpönen und die armen Knaben beinahe hermetisch von der Außenwelt absperren, so daß nur ganz unweltläufige Leute aus denselben hervorgehen. Mit Recht, sagt Friedrich weiter, ist darum die deutsche Nation aufgebracht über diese Institute, und kann man es als ein Glück betrachten, wenn sie keine tieferen Wurzeln schlagen." Schuld an der Existenz der Seminarien wären wieder die „Jesuiten," sie sind nach Friedrich's Versicherung „die Dränger und Interpreten der tridentinischen Bestimmungen für die Bischöfe gewesen, zwar vielleicht nicht immer direkt, aber doch indirekt durch ihre im Germanikum gebildeten Schüler" (S. 71).

Die Jesuiten sind nach Friedrich überhaupt an allem Unglücke in der Welt Schuld. Nicht blos, daß sie den Papst bestochen und auf falsche Fährte gebracht haben, wofür Friedrich eine angebliche Aeußerung Pius IX. selbst citirt (S. 220); er nennt als Zeugen einen anonymen „hervorragenden römischen Geistlichen". Sie haben durch ihre

Reichthümer auch die Hand in allen Ministerien und Cabineten (S. 7) und haben den deutsch-französischen Krieg des Jahres 1870 veranlaßt (364). Außerdem wirft Friedrich den Jesuiten und Jesuitenschülern „Rohheit und Gemeinheit einerseits, Unwahrhaftigkeit und Unwissenschaftlichkeit andererseits" (S. 323) vor. Sie sind im Stande, ihre Gegner durch Gift aus dem Wege zu räumen (S. 193 u. 383) und Döllinger hätte von ihnen in Rom ermordet werden können (S. 47). Sie sind überhaupt ein Ausbund von Schlechtigkeit. Friedrich hat eine ganze Reihe von Beschuldigungen gegen sie angehäuft mit Berufung einerseits auf Hase's Polemik (S. 139), andererseits auf das jansenistische Werk von Serry (S. 74). Obwohl er selbst früher Jesuit werden wollte (S. 192), kam er doch erst in Rom dazu, die Ordensstatuten kennen zu lernen!! (S. 74.) Schreckliche Geschichten hört er über den Orden von einem Missionär aus China am 6. März 1870. Gewissenhaft notirte er den Tag, der Name des Erzählers blieb verschwiegen. Zum Glücke hat er erfahren, daß diese fürchterlichen Jesuiten aus Preußen gejagt werden sollen. Man bereite dort bereits ein Gesetz darüber vor. Ebenso solle der Besuch des Germanikum in Rom und der theologischen Fakultät in Innsbruck verboten werden (S. 292).

Ueber die übrigen Ordensklöster in Rom fällt Friedrich S. 67—68 folgendes Urtheil: „In Rom sind die zahllosen Mönche eine ganz absonderliche Erscheinung, unter denen sich die Franziscaner und Kapuziner besonders durch ihren großen Schmutz auszeichnen. Häufig ganz eckelhafte Gestalten! Nichts Erhebendes in ihrem Gesichte, ihrer Haltung! Von einem Anfluge höheren religiösen Geistes keine Spur! Viele unter ihnen präsentiren sich als Ladroni in religiösem Habite. Dabei kann man sie überall herumstehen und gaffen sehen; auf dem Corso, bei einer militärischen Parade fehlen ganze Haufen dieser Individuen so wenig, als die Massen der Säcularkleriker und Seminaristen oder wenigstens von

Jünglingen und Knaben im geistlichen Gewande, deren Manche Einen mitunter um Almosen angehen. Ganz widerwärtig war mir, wenn an frequenten Plätzen unter vielen anderen Bettlern auch ein Franziscanerfrater mit seiner blechernen Bettelbüchse war und sich in fast gleicher dreister Weise wie die übrigen den Vorübergehenden aufdrängte, oder wenn ein solcher eben aus einem Hause kam und Einem in zudringlichster Weise seine Büchse hinhielt. . ."

Also nichts besteht vor Friedrich, weder Papst noch Bischöfe, weder Säcular= noch Regularclerus. Und natürlich! stehen doch dieselben nicht auf der Höhe deutscher Wissenschaft, welche im Alleinbesitze eines untrüglichen Urtheils nicht blos, sondern auch der wahren Sittlichkeit ist. Aber die deutschen Professoren werden demnach vor Friedrich Gnade finden? Weit gefehlt. Auch diese sind „gemein", „dumm", „unwissenschaftlich", um mich der „wissenschaftlichen" Epitheta Friedrich's zu bedienen.

Einmal hat ein Theil der Theologieprofessoren das theologische Studium im Germanikum in Rom gemacht, die sog. doctores Romani. Diese können an und für sich als „Zöglinge der Jesuiten" an der deutschen Wissenschaft nicht participiren. „Sie mögen," heißt es im Tagebuche S. 222, „ihren Lehrmeistern ebenbürtig die Geschichte verfälschen, das deutsche Volk systematisch belügen und verdummen; ich aber will meine Hände nicht zu diesem Teufelswerke bieten." Dann folgt S. 223 ein Verweis gegen die Regierungen, daß sie diesen im Germanikum gebildeten doctores rom. alle hervorragenden geistlichen Aemter und Professuren verleihen, obwohl das Germanikum kaum so hoch stehe, als unsere besseren Lyceen. Und doch gelte ein solcher Germaniker, der nie den Beweis besonderer Befähigung zu liefern braucht, für einen ausgezeichneten Gelehrten, während „von uns, in Bayern gebildeten Gelehrten, unnachsichtig Leistungen verlangt werden, welche uns, selbst wenn sie in ganz Hervorragendem bestehen, doch zu nichts

verhelfen[15])." So Friedrich über die doctores rom. im Allgemeinen.

Nach diesem Bewußtsein vollständiger Superiorität werden dann die einzelnen Professoren beurtheilt. So besonders Hergenröther, der allerdings in Rom einige Zeit studirt, aber in München promovirt hat. Von Hergenröther hätte er nach S. 73, als „einem doctor rom., überhaupt keine Antwort auf den Janus erwartet." Da nun aber trotzdem der berühmte Antijanus von Hergenröther erschienen ist, so machte sich Friedrich sofort über die Kritik her, die in folgender „sachlicher" Weise ausgefallen ist: „Ein so seichtes Machwerk, die bloße Reproduction früherer Einfälle und unbewiesener Behauptungen, die Confusion in den Materien, die jesuitisch-dialectische Spiegelfechterei, das alles treibt einen offenen und ehrlichen Forscher zur Verzweiflung" (S. 73). Aehnlich ergeht es Dr. Stöckl, von dessen Brochüre über die Unfehlbarkeit er behauptet, „es gebe kein einfältigeres und zugleich mit Unwahrheit so sehr manövrirendes Produkt." Stöckl wird ein „Schwätzer" genannt und ihm „Gemeinheit" vorgeworfen (S. 257—258). Dr. Giese in Münster wird einfach ein „Ignorant" genannt. Ueber Friedhoff äußert sich Friedrich also: „Heute fielen mir auch Friedhoff's „Gegenerwägungen" in die Hände, eine Schande für uns Deutsche, nicht sowohl, daß eine solche Schrift geschrieben werden konnte, als vielmehr, daß der Verfasser derselben Professor an einer deutschen Akademie ist . . . . Es gibt darin Dinge, welche hinsichtlich des . . . .zustandes des Verfassers sehr große Bedenken erregen, Dinge, welche wenigstens den sonnenklaren Beweis liefern, daß es Herrn Friedhoff an theologischer und besonders kirchenhistorischer Durchbildung sehr gebricht . . . . Ich

---

15) Nun, Friedrich ist Hofbeneficiat, Universitätsprofessor, Mitglied der Akademie. Was will er noch mehr? Oder sollen ihm seine paar Schriften auch noch einen Bischofsstuhl bringen?

konnte auch nicht umhin, den preußischen Legationsrath damit bekannt zu machen" (S. 130).

Aber die Münchener Professoren werden doch Gnade finden vor der Wissenschaft des gelehrten Professors! Ist doch München der klassische Boden für Theologie in der Neuzeit! (S. 135.) Doch nein, auch die Reithmayr, Schmid, Thalhofer bestehen die Friedrich'sche Feuerprobe nicht. Die „wissenschaftliche Theologie" ist im „Kampfe gegen Dummheit und Unwissenheit" nur durch die „Kirchenhistoriker" vertreten (S. 324), durch Friedrich und Döllinger. Diese bilden die wissenschaftliche Theologie, von der nur noch einzelne Strahlen in Bonn, Braunsberg, Breslau (Michelis, Reinkens u. s. w.) leuchten. Das Centrum, der klassische Boden der wissenschaftlichen Theologie aber ist München, ihre Repräsentanten Friedrich und Döllinger. Wie gewisse allgewaltige Staatsmänner sagen: Der moderne Staat sind wir, so Friedrich und Döllinger: Die wissenschaftliche Theologie sind wir. Unter solchen Voraussetzungen ist denn auch die Klage gerechtfertigt, die er S. 328 ausspricht, daß in Rom die Wissenschaft nicht geschätzt werde, da — ihm kein eigener Platz im Lateran reservirt war.

Dieser Hochmuth, diese Eitelkeit hat ihn zu Aeußerungen veranlaßt, auf Grund deren man wirklich am gesunden Menschenverstande des Mannes zweifeln möchte. Jede Leidenschaft macht blind, der Hochmuth, die Eitelkeit fügt auch noch den Fluch der Lächerlichkeit hinzu. Es ist schon vielfach auf die bekannte Stelle S. 329 hingewiesen worden, an welcher Friedrich erzählt, er habe auf offenem Platze mit einem italienischen Caplane lateinisch gesprochen, und wobei er sich rühmt, „gar kein schlechtes Latein gesprochen zu haben." Dann fährt er wörtlich fort: „Die Zuschauer und Zuhörer, von denen wohl kaum einige etwas verstanden, zumal die Damen waren sichtlich auf meiner Seite." — Ein ähnliches, an Lächerlichkeit streifendes Selbstlob findet sich S. 266. Er erzählt, er hätte sogar Hoffnung, im

Vatican wieder zu Gnaden zu kommen und fügt dazu: „Was würden dann erst die Leute von mir sagen, da mir jetzt schon Prof. Christ aus München schreibt: „„Es wollen manche Leute glauben, Du seiest nicht blos bei Döllinger, sondern auch bei Talleyrand in die Schule gegangen und verständest jetzt beide Dinge vortrefflich in Dir zu vereinen.““

Und diesen großen Mann, diesen zweiten Döllinger und Talleyrand redivivus, wußte man in Rom nicht zu schätzen! Im Gegentheil, man mied ihn, ignorirte ihn. Anstatt seinen Rath einzuholen und dem Urtheile des Vertreters der deutschen Wissenschaft sich zu fügen, ging alles gegen seinen Willen. Darum hielt er es schließlich in Rom gar nicht mehr aus. Schon 13. Febr. 1870 sagte er zu Hohenlohe: „Eminenz, jetzt werde ich bald um meine Demission bitten.“ Und nachdem er am 9. März erklärt, daß es ihm, „dem deutschen Theologen, unmöglich sei, in diesem Marasmus zu leben“ (S. 221), rief er am 16. April aus: „Ich freue mich sehr, zurückzukehren und wieder unter wissenschaftlichen Männern mich zu befinden. Hier ist keine Luft für mich, und wenn ich sonst kein Verdienst mir während des Concils in Rom erworben, so ist es doch eine schwere Aufgabe gewesen, die ich löste, daß ich bereits nahezu ein halbes Jahr fern von dem wissenschaftlichen Leben und Treiben, wie es in München herrscht, mitten in einer arroganten, aber ebenso ignoranten Welt ohne die gewohnte Beschäftigung leben mußte“ (S. 329).

Doch genug von einem Manne, der in solch' unverschämter Weise seinen Hochmuth ausspricht und sich selbst beweihräuchert; der seinen eigenen Bischof und seine eigenen Collegen in der Facultät also höhnt und schmäht; der jeden Andersdenkenden als „dumm und gemein“ beschimpft, ja sogar denuncirt und sich dessen rühmt; der das Vertrauen mißbraucht, um unerlaubter Weise Actenstücke zu publiciren — ein solcher Mensch hat sich selbst gerichtet. Ueber den

sittlichen Werth eines solchen Mannes ein Wort zu verlieren, wäre überflüssig. Genug, wenn wir sagen, der Mann hat durch sein Tagebuch bewiesen, daß er weder die wissenschaftliche, noch die sittliche Befähigung für die angemaßte Rolle besitzt.

Und damit legen wir das Tagebuch bei Seite. Wir haben uns ohnehin nur ungern damit beschäftigt, denn wir wüßten kein Pamphlet neueren Datums zu nennen, das in solch' roher Weise gegen Anstand und gute Sitte verstößt, wie dieses Tagebuch, das noch dazu mit dem Nimbus einer wissenschaftlichen Leistung, ja einer Quelle für die Geschichte des vaticanischen Concils auftreten möchte. Es wird ihm dieser Anspruch nie zugegeben werden, denn Klatsch- und Schmähpamphlete haben noch nie den Rang einer historischen Quelle eingenommen.

Es drängt sich unwillkürlich eine historische Parallele auf. Es gab schon einmal eine Zeit großer Bedrängniß und Verfolgung, eine Zeit, wo (angebliche) Wissenschaft und Staat zur Bekämpfung der Kirche sich verbunden hatten. Es war die Zeit des absterbenden Heidenthums und des sinkenden Cäsarenthums. Damals galt auch die Kirche als staatsgefährlich, ihre Anhänger wurden blutig verfolgt und starben nach Tausenden den Martertod. Die heidnische Philosophie rechtfertigte dieses Verhalten des Staates. Allmälig bildete sich aber eine Partei aus, die sich selbst die „Wissenschaftlichen“ (Gnostiker) nannten. Ihr Bestreben ging dahin, eine höhere Einheit für alle Religionen zu finden und eine Weltreligion zu gründen. Die politische Einheit des römischen Reiches schien solchen Bestrebungen förderlich zu sein. Die Gnostiker nahmen manche Lehren des Christenthums an, namentlich die Lehre von der Einheit Gottes, aber die Gottheit Christi war ihnen ein Greuel, der Begriff Gottmensch ein Unsinn und eine Thorheit. Die Kirche mußte damals einen 300jährigen Kampf gegen die verbündeten Mächte, den heidnischen Staat und die Gnosis, führen;

gegen den Staat, welcher die Kirche für staatsgefährlich erklärte; gegen die Gnostiker, welche innerhalb der Kirche bleiben, die Kirche und ihre Lehre aber des göttlichen Charakters entkleiden und sie nach den Forderungen ihres Verstandes ummodeln wollten.

Ganz ähnliche Erscheinungen treten heute wieder zu Tage. Eine Staatstheorie, welche den altrömischen Staatsbegriff wieder repristiniren will, innerhalb dessen Rahmen für die göttliche Institution der Kirche kein Raum ist. Sie wird darum für staatsgefährlich erklärt und der Kampf gegen sie offen proclamirt. Im Bunde mit dem modernen Staate stehen die „Wissenschaftlichen", welche die Kirche ihres übernatürlichen Charakters entkleiden und sie zu einer rein irdischen, nach verstandsmäßigen Begriffen gemodelten Institution umändern wollen, in der für alle Confessionen und Religionen Platz wäre. Wie die alten Gnostiker streben auch die neueren nach Vereinigung, nach einer erst zu findenden höheren Einheit. Beide, der moderne Staat und die modernen Gnostiker, sind enge verbündet. Beide verfügen über große Machtmittel. Der Staat hat die materielle Gewalt in Händen, die Wissenschaftlichen aber die Mittel des Geistes. Bereits werden alle höheren Anstalten im kirchenfeindlichen Sinne geleitet, soeben ist der Kampf um das letzte Bollwerk, die Volksschule, entbrannt. Mit Recht hat kürzlich eine officiöse bayrische Staatsschrift[16]) den Satz ausgesprochen: „Der Prüfstein für jede Regierung sei ihr Verhalten in der Schulfrage." Auch Julian der Abtrünnige begann die Wiederherstellung des heidnischen Staates damit, daß er den Christen die Schulen entwand.

Wir sind erst am Beginne des entbrannten großen Riesenkampfes. Der „moderne Staat" und die „moderne

16) „Der Kirchenstreit in Bayern und die Reform der Volksschule." Als Verfasser wird der Schulreferent Regierungsrath Braunwart genannt.

Wissenschaft" ebnen nur erst die Wege, der eigentliche Verfolgungskrieg steht noch bevor. Man täusche sich nicht, wir gehen einer trüben Zukunft entgegen. Doch das soll uns nicht zagen machen, tragen wir doch Alle das Bewußtsein in unserer Brust, daß die Früchte unserer Leiden eine spätere Generation ärndten, daß die Kirche, von Gottes Geiste geleitet, den schließlichen Sieg erringen wird.

Auch eine Enthüllung.